LUDWIG SCHWANTHALERs WERKE.

I. ABTHEILUNG.

MYTHEN DER APHRODITE,

FRIES IN GYPS IM NEUEN KÖNIGSBAUE ZU MÜNCHEN.

Nach der Originalzeichnung des Professor L. SCHWANTHALER
unter Leitung des Professor S. AMSLER gestochen
von
STÄBLI und SCHÜTZ.

DÜSSELDORF,
VERLAG VON JULIUS BUDDEUS.
1839.

Amsterdam, [illegible]. Kopenhagen, C. A. Reitzel. London, Black & Armstrong.
Paris, Bossange & Compt. Petersburg, Eggers und S. Petersdorff.

Erklärung der Kupfertafeln.

I. Blatt. Aphrodite von den Nereiden an's Ufer getragen. Tritonen, Eros. Oben ist in griech. Buchstaben der Vers angebracht:

„Sei günstig, o Göttin mit schmachtendem Auge, säuselnde Schöne".

II. Blatt. Die Sterblichen die Ankunft der Göttin mit Opfer, Verehrung, und

III. Blatt, mit Tanz feiernd.

IV. „ Tod des Adonis.

Hiemit ist die erste Wand abgeschlossen, und beginnt die zweite.

V. Blatt. Aphrodite auf dem Lager mit Ares von Helios belauscht, erschreckt über die

VI. Blatt von Hephästos herbeigeführten Götter.

VII. Blatt. Hades und Poseidon, Freunde des Ares, sich über dessen Befreiung besprechend. Werkstätte und Arbeiten des Hephästos. Aphrodite bei Anchises.

Ende der zweiten, Anfang der dritten Wand.

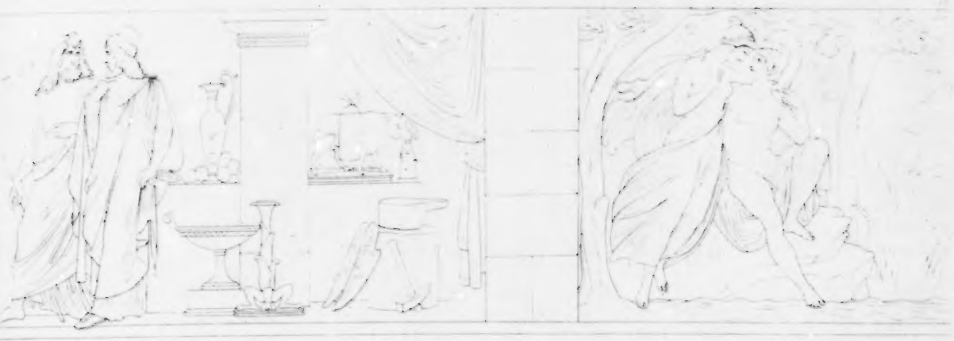
VIII. und IX. Blatt. Hochzeit des Peleus mit der Thetis. Eris den unglückbringenden Apfel emporhaltend, nach welchem die 3 Göttinnen verlangen.

X. Blatt. Urtheil des Paris. Iris trauernd als allegorische Figur.

Ende der dritten, Anfang der vierten Wand.

XI. – XIII. Blatt. Aphrodite im Olymp von Zeus geliebkoset und von den Grazien gekrönt. Die Götter nahen dem Feste von beiden Seiten.

Der oben beschriebene Fries befindet sich in neuen Königsbaue zu München in einem der an den Spiel- und Ballsaal anstossenden Conversations-Säle, in Gyps ziemlich hoch relief ausgeführt, in einer Grösse von 4 Fuss 8 Zoll Höhe und circa 140 Fuss Länge. Die Figuren sind weiss, der Grund ist hetrurisch roth. Das umgebende Gesimse und die Kassetten der Decke sind weiss, blau und gold, die im Grunde des Frieses angebrachten Schriftzeichen weiss.



DER KREUZZUG
KAISER FRIEDRICHS I.

Historische Erläuterungen

des Friefes von Ludwig Schwanthaler

im Festbau des Königl. Schlosses zu München

von

KARL SCHNAASE.

DÜSSELDORF,
VERLAG VON JULIUS BUDDEUS.
1840.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

GLYPTOTHEK
München

Am Fusse der Alpen, auf rascher Hochebene erheben sich die Riesenwerke, mit welchen König Ludwig seine Hauptstadt schmückt, der Nachwelt ein Wunder, eine freundliche Schöpfung. Hoch empor wölben sich die Kirchen mit aller Würde ihrer Bestimmung, mit den herrlichsten Werken der Malerei geschmückt. Prachtvoll ohne Gleichen sind die Hallen, in welchen der Denkmäler früherer mit den Schöpfungen heutiger Kunst sich darstellen. Selbst die Wohnhäuser der Bürger Münchens erheben sich an den neuen, festlich breiten Strassen in palastartigen Massen. Natürlich darf das Schloss des Fürsten nicht zurückstehen. Wo die Religion, die Kunst, selbst der bürgerliche Wohlstand in so reichem Gewande erscheinen, muss auch die Würde des Herrschers sichtbar werden. Daher ist denn schon der Königsbau, an der Stadtseite der weiten kurfürstlichen Burg, entstanden. Aber dieser Bau, so prachtvoll und geräumig, so reich ausgestattet mit allen Bedürfnissen des Luxus und mit den edelsten Werken des Geistes er ist, stellt doch nur die heitern Umgebungen eines königlichen Privatlebens dar, nicht die Würde des Monarchen, nicht die geschichtliche Tradition des uralten Fürstenhauses. Diese Aufgabe ist dem Neu- oder Festbau geworden, der, wie jene Königswohnung auch der Stadt hinaus-, auf der Aussenseite der alten Burg über dem Hofgarten hat machen in das Land hineinsagt. Nur aus wenigen Räumen, aber von ehrfurchtgebietender Grösse und Höhe soll er bestehen. In dem Thronsaale von kirchenähnlicher Weite erheben sich zwischen Marmorsäulen die Erzgebilde der Ahnen und Zierden des Königshauses im Goldglanze auf hohem Fussgestelle. Drei, kleinere zwar, doch noch immer gewaltige, Säle bilden den Zugang zu diesem Heiligthume des bayerischen Stammes. Sie sind der allgemeinen Geschichte Deutschlands, den Ahnen des Wahlreiches, jeder einem der grössten Kaiser, gewidmet. Der erste Karl dem Grossen, der mit feurigem Schwerte die Urwälder des heidnischen Germaniens lichtete und die Saaten des Christenthums und höherer Bildung ausstreute. Der zweite dem grossen Friedrich Barbarossa, dem Vorbilde edler deutscher Ritterlichkeit und Fürstengrösse. Der dritte dem Begründer einer mehr bürgerlichen Ordnung, Rudolph von Habsburg, der die Friedensbrecher strafte, dem Manne von deutscher Bescheidenheit und Rechtlichkeit. Die Stände des Reichs, Fürsten, Ritter und Bürger, die Tugenden deutscher Nation, Religiosität, Tapferkeit, uneigennütziger Sinn, sind gleichsam in ihren Vorbildern verherrlicht.

Grosse cyklopische Gemälde aus dem Leben dieses Kaiser, Werke eines der berühmten Künstler der Königsstadt, des Julius Schnorr von Carolsfeld, werden jene Säle schmücken. Der Barbarossa Saal, der uns zunächst angeht, wird nicht weniger als acht Gemälde, sechs grössere, zwei kleinere, enthalten. Die Kaiserwahl in Frankfort, der Einzug des siegreichen Fürsten in Mailand, dann in kleinerer Dimension die Verbannung Heinrichs des Löwen und die Belehnung Otto's von Wittelsbach mit dem Herzogthum Bayern, darauf Friedrich's Zusammenkunft mit dem Pabste Alexander III. in Venedig, das herrliche wahrhaft kaiserliche Fest auf dem Reichstage zu Mainz 1184, die Schlacht bei Roncion, und endlich der Tod des Kaisers. Die volle Entfaltung des vielbewegten Herrscherlebens. Zwischen Beginn und Schluss der Sieg und die Schranken des Siegers, der Glanz und die Noth verzweifelten und entscheidenden Kampfes in ferner Weite. Ueber diesen Gemälden läuft der Fries, dessen Umrisse vor uns liegen, seine Stelle. Er wird bei einer Höhe von 4 Fuss 4 Zoll, die Länge von 208 Fuss erhalten, von goldenem Grunde werden die Gestalten sich erheben, um in der bedeutenden Höhe (die grössern der Wandgemälde sind 20 Schuh hoch) noch sichtbar zu sein. Der Gegenstand dieser plastischen Arbeit ist die letzte That des grossen Kaisers, nicht, wie auf den Gemälden, in einzelnen lyrischen Momenten, sondern im stetigen Verlaufe dargestellt. Jede der einzelnen vier Wände, an welchen der Fries umherläuft, gibt einen besondern Abschnitt des Ganzen, zuerst die commitlose Veranlassung des Kreuzzuges, die Eroberung Jerusalems, dann die nähere Vorbereitung, Rüstung und Aufmarsch, ferner die Hindernisse des Zuges, der Marsch durch Kleinasien, endlich der letzte Sieg und der plötzliche Tod des Kaisers.

ERSTE WAND.

Der Fall Jerusalems.

Das Jahrhundert seit der Einnahme der heiligen Stadt durch die Kreuzfahrer des ersten Zuges war noch nicht abgelaufen, die Begeisterung, welche jene bewirkt, noch nicht erloschen, der fromme Sehnsucht nach dem Grabe des Erlösers glühte noch in der Christenheit, das stolze Bewusstseyn diesen hohen Besitzthumes erhob noch die Gemüther im Abendlande wie in Palästina. Aber schwerer war zu erhalten, als zu erobern, die Mittel waren unsicher, die Meinungen, die Ansprüche streitig, die Gesinnung schwankend geworden. Schon bei der ersten Einnahme des heiligen Landes war Habsucht und Zwiespalt hervorgetreten. Die Macht der Einzelnen konnte ja zum Schutze des Ganzen, der heiligen Sache dienlich sein. Weltlicher Stolz paarte sich mit kirchlicher Frömmigkeit. Schon als Gottfried von Bouillon, indem er die Last des Königthumes übernahm, den Glanz der Krone an der Seite der Leiden des Herrn ablehnte, hatten nicht alle so demüthigen Sinn. Je mehr es nun galt, dem neuen Reiche Verfassung und Satzungen zu geben, die Rechte des Lehnsherrn und Vasallen, des Königs und der Kirche, der Stadte und des Landes zu bestimmen, desto mehr wuchsen Schwierigkeiten und Widersprüche. Gab doch selbst das Abendland, dessen Einrichtungen man auf fremdem Boden nachahmen wollte, nicht das Bild ruhiger, gesetzlicher Ordnung. Mehr und mehr gingen der Saaten der Zwietracht auf. Jene fränkischen Ansiedler, Barone oder Bürger, und die griechischen Christen des Landes konnten sich nicht verschmelzen. Zwischen der weltlichen Macht und dem Patriarchen, den Lehnsfürsten und den machtigen Orden der Templer und Johanniter entstanden Fehden und Hader. Kaum vermochte der Sturm eines türkischen Eroberungszuges, wenn er mit dem Feuer des Islam einmal wieder losbrach, die Stimmen einheimischen Zwistes zu übertönen.

Von unberechenbarer Bedeutung für das junge Reich war es, dass kein erblicher Königsstamm auf dem Throne feste Wurzeln schlug und mit breiten Aesten das Land beschattete. Bei Gottfrieds kinderlosem Tode bestieg sein Bruder den Thron. Als auch er ohne Leibeserben starb, wurde die Verwandtschaft mit ihm als ein Grund der Erhebung Balduins II., bisherigen

Grafen von Edessa, gelöst gemacht, und das Erbrecht trat unvermerkt an die Stelle der Königswahl. Auch diesem Fürsten war kein Sohn gegeben, aber seine Tochter Melisende beherrschte mit ihrem kraftigen Gemahl Fulco von Anjou, und vererbte das Reich auf ihre Söhne. Leider starb der erste derselben, Balduin III., nach kurzer, unruhiger aber nicht ruhmloser Herrschaft, Kinderlos vor vollendetem dreiunddreissigsten, der zweite, Amalrich, vor dem vierzigsten Lebensjahre. Der Sohn des Letzten, Balduin IV., war ein Jüngling von früh-entwickelten Anlagen des Geistes, aber bald liess eine unheilbare Krankheit die kurze Dauer auch seines Lebens voraussehn. Seine älteste Schwester Sibylla hatte aus erster Ehe mit dem vornehmen Markgrafen von Montferrat einen Knaben, dem als Balduin V. die Nachfolge zugedacht wurde. Aber in einer Stunde unmuthiger Schwäche gestattete der siechende Bruder ihre zweite Vermählung mit dem schönen, doch eitelen und thörichten Ritter Veit oder Guido von Lusignan, der bei dem Zwiespalt und den Umtrieben der grossen Vasallen und des Patriarchen, erst als Reichsverweser, dann als dem vierten Balduin der fünfte noch im Kindesalter in den Tod gefolgt war als König anerkannt wurde. Wie die Pflanze in einen feindlichen Himmelsstrich versetzt kränkelte der Stamm des Abendländischen Fürstenhauses, vergeblich durch eingeimpfte Zweige erhalten, und mehr und mehr entartend.

Aehnliche aber doch sehr verschiedene Erscheinungen zeigten sich auf den mohammedanischen Thronen des Orients. Noch bewohnten die Abkömmlinge Al Mansors und Harun al Raschids den Pallast der Chalifen zu Bagdad, aber schon längst waren sie machtlose Werkzeuge ihrer Minister und Heerführer, und längst hatten einzelne Statthalter der Provinzen für sich und ihre Nachkommen volle Selbstständigkeit bei einer leeren Anerkennung des Chalifennamens erlangt. Zwar verfielen auch diese Häuser der Machtlosen gewöhnlich nach kurzer Zeit durch Verweichlichung und innern Zwiespalt. Aber unter den Soldnerscharen, welche beständig aus den rauhen Gebirgen Turkestans in diese reichere Gegenden herabströmten, erhoben sich stets neue Emporkömmlinge, die mit kräftiger Hand die Zügel zu ergreifen wussten, so dass die sinkenden Dynastien meistens bald durch neu aufsteigende ersetzt wurden, und die Herrschaft des Halbmondes zwar in andere Hände überging, aber im Ganzen sich erhielt.

Von den Ländern, mit welchen das junge Königreich Jerusalem in nächster Berührung stand, war in Aegypten damals eben die Periode des Verfalls. Wie die abbasidischen Chalifen in Bagdad führten die fatimidischen in Kahira im innern ihres Pallastes unter dem prunkenden Ceremoniell despotischer Herrschaft ein üppiges, thatenloses Leben, während die Gewalt auf den Sultane oder Vezire übergegangen war. Als endlich diese der Gegenstand des Kampfes zweier Prätendenten wurde, verleitete die reiche Beute des getheilten Landes die Christen in Jerusalem unter König Amalrichs Regierung zu einer, wenig erfolgreichen Einmischung in deren Zwist. Aber schon erhob sich auf der andern Seite von Palästina ein mächtiger Feind. Der Türke Zenghi hatte in Mosul ein unabhängiges Reich gegründet, und die Kreuzfahrer mehrfach die Kraft seiner Waffen empfinden lassen. Sein Tod führte zwar die Theilung seiner Macht herbei, aber ohne Erleichterung für das christliche Reich, welches an seinem Sohne Noreddin, dem gerechten und staatsklugen Sultan von Aleppo, einen noch gefährlichern, unermüdlichen Gegner fand. Auch er warf sein Auge auf Aegypten; die Aufforderung einer der Prätendenten gab ihm die willkommene Gelegenheit zur Absendung eines Heeres in das bestrittene

Land, welchem die christlichen Schaaren weichen mussten. Sein siegreicher Feldherr Schirkuh wusste bald die einheimischen Machthaber bei Seite zu schaffen und von dem ohnmächtigen Chalifen die Würde des Vezirs und Sultans zu erlangen, die nach seinem Tode auf Noreddins Neffen, den berühmten Saladin überging. So kam die Gewalt in die Hände, welche das Kreuz von der Kirche des heiligen Grabes zu stossen bestimmt waren.

Joseph mit dem Beinamen Selah-eddin, Heil des Glaubens, war von zartem Körper, reizbaren Gemüth. Von den ausschweifenden Vergnügungen früher Jugend bald ermüdet machte er den schroffen Uebergang zu frommen Studien und enthaltsamer, strenger Lebensweise, bis ihn der Ruf seines Oheims zur Theilnahme an dem Zuge nach Aegypten bestimmte. In den Künsten des Krieges und der Herrschaft schnell zum Meister gereift, wusste er bei aller Selbstständigkeit seiner Regierung den Frieden mit seinem Herrn und Oheim Noreddin zu erhalten. Als demnächst nach dessen Tode ein zwölfjähriger Knabe sein Erbe geworden war, benutzte er den Zwiespalt der Vormünder zu einer Einmischung, welche ihm auch die Obergewalt in Syrien verschaffte. Wie zweideutig oder tadelnswerth er aber auch im Erwerbe der Herrschaft erscheinen mag, so rühmlich zeigte er sich im Gebrauche derselben. Eifriger Verfechter und treuer Verehrer des Koran, tapferer Feldherr und kluger Regent, wurde er als gerechter Richter von seinen Unterthanen geehrt, als ein Vorbild muselmänischer Herrschertugenden von seinen Geschichtschreibern gepriesen, und selbst die Feinde mussten, wo nicht Staatsklugheit ihn zur Strenge nöthigte, seine milde und ritterliche Gesinnung anerkennen.

Reibungen zwischen ihm und den Königen von Jerusalem, deren Gebiet von dem seinigen jetzt rings umschlossen war, konnten nicht ausbleiben. In mehreren Feldzügen hielt die Tapferkeit und der Glaubensmuth der Fränkischen Ritter die Siegesschale noch schwankend und bewog Saladin noch beim Leben Balduins IV. einen Waffenstillstand zu bewilligen. Aber während er diese Zeit der Ruhe zu besserer Rüstung benutzte, reizte der Uebermuth der Fränkischen Ritter ihn bald zu neuem Kampfe. Rainald von Chatillon, einer jener tapfern aber rohen Barone, überfiel und plünderte eine Karawane, bei welcher selbst Saladins Mutter gewesen sein soll, und dieser Friedensbruch rief die Schaaren des Sultans aufs Neue zu den Waffen. Seine Aufforderung, den Frevel zu bestrafen, liess König Guido unbeantwortet, und dem einbrechenden ägyptischen Heere zogen bald die Vasallen des Königreichs zahlreich versammelt und wohlgerüstet entgegen. Am dritten Julius 1187 stiessen beide Heere vor der Stadt Tiberias zusammen. Die Türken suchten bis die Nacht die verfolgenden Franken in dürrer Ebene ihr Lager aufzuschlagen nöthigte. Auch am andern Tage zögerte der Sultan in scheinbarer Flucht so lange, bis die Ermattung der Christen durch Sonnengluth und Wassermangel und die unvorsichtige Vereinzelung ihrer Schaaren ihm erfolgreichen Kampf gestatteten. Das Christenheer erlag, die Leichen der Tapferen bedeckten die glühende Sandfläche, die Versprengten geriethen in die Gefangenschaft der Ungläubigen. Unter diesen der König selbst und seine edelsten Vasallen.

Die Macht war vernichtet, welche den Siegeslauf Saladins aufhalten konnte. Drei Monate später fiel auch Jerusalem in seine Hände. Acht und achtzig Jahre nach der Einnahme durch die Kreuzfahrer musste es den Halbmond wieder auf seinen Zinnen sehen. Auf wenige Küstenstriche beschränkte sich die fränkische Herrschaft.

Die Darstellungen der ersten Wand des Frieses beginnen auf dem Schlachtfelde von Tiberias. Der Kreuzritter liegt gestürzt, erschlagen, von seinem Pferde gesunken, am Boden. Ein herrenloses Pferd wird von dem türkischen Söldner erbeutet, dessen Fuss auf die Brust einer ritterlichen Leiche tritt. Erst nachdem alle Widerstrebenden auf dem Schlachtfelde niedergemetzelt, begann die Milde des Sultans. Auch dann noch kam sie nicht allen, die sich ergeben hatten, zu Gunsten. Die Templer und Johanniter, die unermüdlichen Gegner des Muselmanns, wurden, angeblicher Frevel halber, sofort hingerichtet. Ein Enthaupteter ist es, den wir hier am Boden ausgestreckt sehn, die gebundenen Hände fromm gefaltet. Die andern gefangenen Ritter und Edeln wurden dem Sieger vorgeführt. Erschöpft vom Kampfe, von Durst und Sonnengluth, niedergebeugt vom Schmerze erregen sie sein Mitleid; er lässt dem Könige einen kühlenden Trunk bringen. Aber sein scharfes Auge gewahrt, dass dieser die Schale dem Urheber des neuen Zwistes, Rainald von Chatillon, reichen will, der sich auch unter den Gefangenen befand. Der Trunk hätte ihm die Rechte orientalischer Gastfreundschaft gegeben. Da herrscht des Sultans Wort dazwischen: unter zornigen Vorwürfen fragt er den Verhassten, ob er den Koran annehmen wolle, und die feste Weigerung ist das Zeichen für die wartenden Sklaven, ihn zur Hinrichtung fortzuschleppen. Dies ist der Moment, in welchem wir den Sultan hier zuerst erblicken. Unter dem Zeltdache auf einer Löwenhaut sitzend, hinter ihm zwei seiner wilden Führer, zu seinen Füssen ein Sklave, als Diener seiner todtbringenden Befehle durch den Strick in seiner Hand bezeichnet; neben ihm die Schale, aus welcher der unglückliche Gnade den Labetrunk erhalten. Der Sultan selbst, von schlanker, schniger Gestalt, ausgebrannt durch die Gluth der Sonne auf Schlachtfeldern und Heereszügen wie durch inneres Feuer, von edeln, scharfen, geistigen Zügen blickt zornigen Auges; der Wink seiner ausgestreckten Hand gebietet, Rainalds Todesurtheil auszuführen. Vor ihm steht der gefangene König mit seinen Rittern, mannlich würdige Gestalten, gebeugten Hauptes, finster und ernst, noch stolz blickend, zuletzt unter ihnen jener greise Rainald, den schon ein Sklave mit entblösstem Schwerte beim Haupthaar ergreift, um ihn zum Tode zu schleppen. Demnächst begegnen wir Saladin's siegreichem Heere. Wir sehen den Schaaren seines Fussvolks vorbei, das in geschlossenen Reihen vorschreitet, ein gemischter Haufe durch Kriegsübung enge verschmolzen, in dem wie die scharfen Züge des Beduinen, die negerartige Physiognomie des Afrikaners, den rohigen Ton des Türken erkennen. Die Anführer reiten auf leichten maurischen Rossen hinter dem kriegerischen Spiel von Hörnern und Becken. Der ritterliche Aga im langen Gewande mit dem Beil, die muhamedanische Gestalt des Derwisch, andeutend wie die Herrschaft des Koran auf dem wiedereroberten Boden eingerichtet werden soll, fehlen dem Zuge nicht, der uns nach Jerusalem hinleitet.

Schon längst hatten Saladins Schaaren das Land umher bis zur Küste überfluthet, als noch die festen Mauern der Hauptstadt dem Sieger trotzten. Unter der Anführung eines ehrenwerthen Ritters, Balian von Ibelin, hatten sich die Bürger der Stadt, um sich des Heiligthums würdig zu bezeigen, mit begeistertem Muthe zur Gegenwehr gerüstet. Des Sultans mildere Vorschläge wurden abgelehnt, von den schon ermüdeten Mauern die sieggewohnten Kerntruppen herabgesonnen. Aber jede Hoffnung des Entsatzes, jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg der verzweifelten Gegenwehr fehlte, und nichts blieb übrig, als sich der Willkühr des Siegers

zu unterwerfen: Alle Einwohner, so lautete sein Spruch, sind Sklaven, nur gegen Erlegung des Lösegelds wird ihnen der Abzug gestattet. Der Muth der Lenker des Volks ging nicht so weit, um dieser harten Bedingung zu widersprechen, ihre Sorge war dahin, auch für ihre armen Brüder die nöthigen Summen aufzubringen. Am 3. October 1187 hielt der Sultan an der Spitze seiner siegreichen Schaaren den Einzug, unter dem Schalle der Trompeten und Cymbeln betrat er den Tempel. Das vergoldete Kreuz, das seine Spitze zierte, wurde herabgerissen, alles was den Christen eigenthümlich war, darum entfernt, und selbst die Wand mit Rosenwasser und Räucherungen von Ambra im Sinne des Muselmanns gereinigt. Jammernd erblickten die Bürger der Stadt diese Entheiligung und jeder, der das Lösegeld bestreiten konnte, eilte den Ort der Schmerzen zu verlassen. Schon war verwendet was man von alten Stiftungen oder aus der Schatzung der vermögenden Bewohner entnehmen konnte, aber dennoch, soviel auch Saladin von der Höhe seiner Forderungen nachgelassen hatte, noch immer drohete einer grossen Zahl mittelloser Christen das Loos der Knechtschaft, weil das Lösegeld fehlte. Da erbat sich Adel, des Sultans Bruder, das Geschenk von tausend solcher Sklaven, um sie, als es gewährt, sogleich in Freiheit zu setzen. In Milde nachzustehen, war Saladin's Sache nicht. Eine gleiche Zahl schenkte er dem Befehlshaber von Jerusalem und dem Patriarchen, und als auch hiedurch noch nicht allen die Freiheit verliehen war, gestattete er einen Tag lang jedem erweislich unvermögenden den freien Auszug. Ja endlich rührte ihn das Elend der Auswanderer so sehr, dass er nach den Schicksalen der Einzelnen forschend, Geld unter sie vertheilte. Am meisten wurden die bedacht, deren Väter oder Gatten gefallen oder gefangen waren, an alle aber so reichlich gespendet, dass der grössere Theil des erhaltenen Lösegeldes erschöpft wurde. In mehreren Abtheilungen zogen die Unglücklichen der Küste zu. Türkische Reiterschaaren begleiteten sie schützend, für Lagerplätze und Zufuhr von Lebensmitteln war gesorgt, und ungefährdet gelangten sie zu den christlichen Städten an der Küste, um von da ins Abendland übergeführt zu werden.

Diese Begebenheiten sehen wir in den nächsten Gruppen des Frieses. Mit kriegerischem Spiel und Jubel ziehen die ägyptischen Schaaren heran an die heiligen Mauern des Tempels, die noch mit den Zeichen christlicher Weihe geschmückt sind. Aber schon ist der Halbmond mit dem Rosschweife aufgepflanzt und das grosse Kreuz, das die Kuppel schmückte, zerbrochen und herabgestürzt. Ein Muselmann mit dem Hammer der Zerstörung gerüstet, legt Hand daran, trotzig sich umblickend auf den Jammer, welcher die Christen bei diesem Schauspiel ergreift. Die Erde erbebte, sagt einer der Erzähler, von dem Schmerzensruf der Armen, die ihr Heiligstes entweiht sahn. Schon vorbereitet, die süsse Heimath zu verlassen, fliehn sie mit Entsetzen. Die Hände zum Himmel erhoben lässt der Mönch, wie einst an derselben Stelle die Propheten des alten Bundes, die Wehklage erschallen. Gedankenthätig sinken andre auf ihre Knie, in den Staub, um noch einmal an dieser Stelle zum Herrn zu beten, dass er seinen Blick auf die Schmach seines Tempels wende. In Thränen bergen sie ihr Antlitz, selbst der Knabe auf dem Rücken der Mutter stimmt in die Wehklage ein.

Aber keine Zögerung ist verstattet. Die Zeit, zum freien Abzuge bestimmt, drängt. Die Führer der Begleitung harren, Kameel und Esel, für Streche und Gepäck, stehn schon bereit.

Vor den Thoren der Stadt sehen wir den Sultan, noch im kriegerischen Schmuck, das Zeichen der Oberherrschaft des Korans vor ihm aufgepflanzt, hinter ihm seine kriegsbewährte Leibwache. Schmerz und Mitleid ist auf den Zügen des Herrschers zu lesen. Ein reichgeschmückter Mohrenknabe hält ihm das goldgefüllte Becken, aus dem seine Hand freigebig dem greisen Ritter spendet, vielleicht dem einstigen Befehlshaber von Jerusalem. Sein Herz noch mehr zu rühren, führt die Königin Sybille verwaiste Kinder herbei. Was sie auch in weiblicher Schwäche gefehlt haben mag, die Demüthigung der Königin, der Tochter zu edeln Hasses, kann ihn nicht unempfindlich lassen. Weiter treffen wir den Zug der Auswanderer. Der Patriarch, die Priester, der Mönche, heilige Geräthe, wie ihnen verstattet, forttragend. Hier ruht ein Greis: auch er soll den heiligen Boden, in dem er bald seine Ruhestätte gefunden hatte, verlassen. Seine Kräfte versagen, seine Lippen berühren die Schale nicht, welche die gramgebeugte Tochter ihm darreicht. Die Reisigen ziehen vorwärts, ihre Waffen nur vergeblich führend, in dumpfer Ruhe. Die Dürftigen mit ihrer ärmlichen Habe beladen, die Mutter mit dem Säugling, nach ihren andern Lieben sich besorgt umschauend. Schon sind die Pilger an die Küste gelangt, sie bestiegen, wie ihnen der ägyptische Krieger, der neben ihnen steht, geheißen, die Schiffe, die sie nach Tyrus, zu ihren christlichen Brüdern, bringen sollen.

Der Erzähler kann es sich nicht versagen, auf die Vorzüge des Bildwerks aufmerksam zu machen, welches diese historische Skizze begleitet. Es ist eine Tragödie im hohen Styl. Bei grosser Wahrheit der Charakteristik mit welcher die fränkischen Ritter, die türkischen Schaaren, der kluge Sultan, selbst der verzerrte Derwisch aufgefasst sind, durchdringt alle Gestalten der Adel plastischer Schönheit. Selbst der König und die Königin von Jerusalem, obgleich besiegt und nicht frei von der Schuld des allgemeinen Unglücks, der Sultan und seine Führer, obgleich hart und drohend, erscheinen würdig und gehalten. Und welche Tiefe des Schmerzes spricht aus den Gruppen der Bewohner von Jerusalem! Man fühlt es ist nicht blos die eigne Noth, welche sie beklagen, nicht blos die verlassene Heimath, sondern der Fall des Heiligthums. Wie ergreifend ist jener Greis, der noch ein Mal auf dem heiligen Boden, von dem er scheiden muss, sich niedergeworfen, jener jüngere Mann, der mit der Kraft der Verzweiflung von dem Anblick der Entweihung sich fortreisst; wie rührend jene Scene kindlicher Liebe, wo die Tochter den sterbenden Vater noch einmal labt. Der Styl der Plastik mit seinen strengern Ansprüchen an Schönheit der Linien, mit dem Mangel der Farbe und der perspektivischen Vertiefung, gibt leicht einen Anstrich von Kälte. Hier verbindet sich die Wärme des Gefühls mit der Schönheit antiker Formen.

ZWEITE WAND.

Der Auszug vom Abendlande.

Wenn ein tiefes Gemüth in jugendlicher Unbestimmtheit mit seiner Aufgabe ringt, von seinem Streben nicht ablassen und doch sein Ziel nicht aufzeigen kann, dann schlägt es oft Wege ein, ergreift Mittel, die dem kalten Beobachter zwecklos und thöricht scheinen. Auch sind sie es wirklich, wenn man den nächsten Erfolg allein ins Auge fasst, oder mit altkluger Weisheit das Ziel, wie es uns später erscheint, bezeichnet und vom Ausgangspunkte dahin die gerade Linie zieht. Aber der Weg des Lebens geht über steile Höhen und durch blühende Thäler, nicht auf der baumlosen Strasse oberflächlicher Einsicht. In den Irrgängen der Wüste wird das Land der Verheissung, in der Tiefe des Gegensatzes die Bedeutung der Wahrheit erworben. So sind auch die Kreuzzüge spätern Jahrhunderten oft als ein Räthsel und eine Thorheit erschienen, und doch waren sie die tiefste Lebensäusserung, die erfolgreichste That ihrer Zeit. In dem ersten Jahrtausend der christlichen Geschichte sehen wir das gewaltige unbefriedigende Ringen eines jugendlichen Geistes mit seinem hohen Beruf. Nicht als äussere Gabe, nicht durch müssiges Empfangen konnte das Christenthum verliehn, sondern nur durch eigene freie That erworben werden. Nicht auf dem graden Wege der Lehre war das Ziel zu erreichen, denn es kam nicht darauf an, Einsicht, Verständniss, sondern Leben, eine äussere anschauliche Gestalt zu erzeugen. Daher der wundersame Trieb jener Jahrhunderte, das Heilige in äusserer sinnlicher Erscheinung zu suchen. Gläubig und hoffend hatte die Hand Reliquien und Weihezeichen ergriffen, aber sie blieben Gebeine und Holz. Sie gewährten nur eine Scheinbefriedigung, aus welcher die alte Unruhe, die alte Sehnsucht nur um so stärker hervorbrach. Da endlich ertönte das Wort des Kreuzzugs, und Aller Augen wurden klar. Das langersehnte Ziel war gefunden. Wie verhaltene jugendliche Liebesgluth brach es hervor, durch alle Christenlande erschallte es: Gott will es! Es galt die grosse Reliquie, das Land, in welchem der Erlöser lebte, litt und starb. Es war die letzte Erfahrung, der Abschluss einer langen Reihe.

An tiefem Ernst, an frommer Hingebung hatte es den vorhergegangnen Jahrhunderten nicht gefehlt. Aber das lebrhafte Wort des Priesters und der Mönche, stets wieder ermahnend,

Folgsamkeit des Laien genügten nicht, um das Innerste zu durchdringen. Die Gestalt des christlichen Lebens trägt noch kalte und starre Züge. Erst in der Eroberung des heiligen Landes begann die Auge heller zu leuchten, erwachte die feurige Sehnsucht, wieder zu sehen die erste That, der Liebeskuss im Frühlingsalter der abendländischen Welt, der sie mit nie gefühlter Wärme durchdrunge, die Weihe der ritterlichen Waffen. Der höhere Schlag des Herzens durchdrang die kalte Essenz-tung bis in die Spitze des Schwertes.

Die Zeit, von welcher wir zu reden haben, lag nahen in dieser Umgestaltung, aber schon war sie erkennbar. Schon an den Stämmen der ersten Kreuzfahrer offenbarten sich die Folgen des Zuges. Der warme Hauch, der vom Morgenlande herüberwehte, erweckte gleich im ersten Frühling neue Blüthen. Begierig lauschte alles Ohr den Erzählungen vom Glaubensmuth und ritterlichem Abenteuer, von der Begeisterung des frommen Sinnes und den Wundern des fernen Landes, von den Schrecken der Wüste, und der Ueppigkeit orientalischer Pracht, vom Schutze der Heiligen und von der märchenhaften Zauberkraft der Gemmen und Feen. Die Phantasie erhob ihre Schwingen zum kühnsten Fluge, in Ranken und Bildwerk, in Erzählung und Lied. Das Gefühl erstarkte im Wechsel der menschlichen Dinge, in Freude und Leid. Der Mannessinn fand Nahrung zur ernsten That, zur festen Satzung. Der Bürger und der Ritter, der Vasall und der König wurden sich ihrer Rechte besser bewusst, nicht mehr wie vordem in hohler, bald erlegender Anmassung, sondern im klaren Bewusstsein ihrer Geltung. Daher findet die Geschichte jetzt grössere, bestimmtere, gediegene Charaktere.

Unter diesem leuchtet die Gestalt des grossen Kaisers hervor, Friedrichs I. des Hohenstaufen, des Rothbarts, Barbarossa, wie ihn zuerst die Italiener, durch Spott an dem Besiegten sich rächend, dann auch die Deutschen in der Vertraulichkeit, die das Volk gern gegen seine grossen Manner annimmt, benannten.

Für Herrscherwürde haben die Jahrhunderte verschiedenen Massstab. Bei der Gleichförmigkeit der heutigen Zustände leitet das leise Wort des Fürsten aus seinem Cabinett die Heeresmassen, die Beamtenschaaren, das feine Gewebe der Diplomatik. Wie der verborgene Geist wird der König aus seinen Wirkungen erkannt, nur zufällig tritt die Person hervor. Ganz anders in jenen Zeiten. Bei der Mannichfaltigkeit der Länder, der Verschiedenheit der Gesinnung selbstständiger Vasallen war an eine Leitung aus dem Mittelpunkte nicht zu denken. Den König der Deutschen, den Kaiser der Römer barg keine Residenz, kein Pallast. Zu Rosse und unter Getreuen durchwanderte er das Land, kaum auf den hohen Festen hielt in dieser Zeit in jener Pfalz Hof haltend. Um ihn versammelte sich sein Lehnchor, er selbst schlug seine Schlachten, sein Mund sprach über Frieden und Krieg, über Acht und Recht. Nur wo er selbst war, herrschte er ganz: wenn er den Fuss wandte, brachen neue Zwiste, neue Schwierigkeiten aus. Unablässig riefen ihn neue Bedrängnisse bald in diese, bald in jene entlegenen Theile des Reichs. Es galt nur der Mann, nur wer ihn selbst gehört, ihn selbst gesehen, kannte ihn wahrhaft. Zu den Andern kam nur die Sage.

Aber es galt auch der Mann, nicht der Erfolg. Der Eindruck, den sein Heldenmuth, sein gerechter Spruch, seine Majestät gegeben hatten, der Gedanke seiner Würde und Kraft, blieb, wenn auch neue Stürme sein Werk zerstörten, wenn an der unberechenbaren Macht der Ereignisse seine Pläne scheiterten. Auch im Unglück blieb er der grosse Kaiser, um dessen

Panier aufs Neue sich die Heere sammeln, dessen Richterspruch, diesen Acht aufs Neue die Widerstrebenden empfinden würden.

Ueberhaupt war es ein Zeitalter persönlicher Energie. In allen Kreisen des Lebens auf dem Throne und auf dem päbstlichen Stuhl, in der republikanischen Regsamkeit der Städte und in der frommen Begeisterung des Mönchs, unter den Fürsten und unter dem Volke überall zeigen sich bedeutende Heroengestalten. Auch das frühere Mittelalter hat Erscheinungen gewaltiger Kraft, aber sie brechen regellos hervor, in leidenschaftlichen Aufwallungen, denen Schwäche und Ermattung, in übertriebenen Anmassungen, denen unwürdige Demüthigungen folgen. Sie dienen nur dazu, das Chaos der Ereignisse zu vermehren, die Umrisse der Charaktere undeutlich zu machen. Jetzt hat sich diese Kraft in den Helden der Zeit verkörpert und gegliedert, sie treten jeder für sich bestimmt und klar hervor. Die Stürme politischer Gährung toben noch wild, die gegenseitigen Ansprüche der Kirche und des Thrones, des Kaisers und der Städte stehen noch schroff und unversöhnlich gegenüber. Aber in diesen Stürmen ragen die Vorfechter unerschüttert und mächtig empor; Wolken verhüllen sie augenblicklich, aber der wiederkehrende Sonnenschein findet sie aufrecht, in früherer Kraft. Dadurch lebt denn in der Geschichte dieser Jahrhunderte ein poetisches Element persönlicher Grösse und Anhänglichkeit, liebender Hingebung. Selbst die theoretische Anschauung der Verhältnisse, die Systeme der Kirche und des Kaiserrechts, so abstrakt und einseitig sie auch aufgefasst sein mochten, erscheinen gleichsam personificirt, nicht bedingte Anerkennung, sondern völlige Hingebung fordernd. Die Parteikämpfe der Guelfen und Ghibellinen, der Anhänger kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, gegen die Vertreter monarchischer gesetzlicher Herrschaft geben zwar in der Dauer mehrerer Jahrhunderte in Italien oft das Schauspiel wilder Leidenschaftlichkeit, des Hasses und der Eifersucht von Städten und Familien, egoistischer Regungen aller Art, denen die Principienfrage nur einen Namen lieh. Aber dennoch entwickelte sich in ihnen der Ernst der Gesinnung, die tiefe moralische Schätzung, der Sinn für Seelengrösse, die Kraft der Liebe und des Hasses, die wir noch in Dantes späterm Gedichte auf so herrliche Weise niedergelegt finden.

Unter den Heldengestalten des zwölften Jahrhunderts ist die Friedrichs I. eine der bedeutendsten. Ausgezeichnet in allen Eigenschaften ritterlicher Bildung, in den Uebungen der Jagd und des Kampfes, erfahren im Minnegesang der Sprache, welche damals dazu vorzugsweise gebraucht wurde, der provenzalischen, wohl bewandert im Geschäftsstyl des Lateinischen und durch unmittelbare Kenntniss der römischen Schriftsteller mit den Grossthaten der alten Welt bekannt, wusste er die Herrlichkeit und Pracht des Festes nicht minder als den Ernst der Schlacht und der Unterhandlung zu beherrschen. Vor allem aber bezeugte ihn die grossartige Auffassung seiner Kaiserwürde. Je mehr die Gewohnheit kräftiger Selbsthülfe in den germanischen Völkern hergebracht war, desto strenger und bestimmter hielt er das Bild des römischen Imperators, der wohlwollenden, aber durchgreifenden Herrschaft, der gebietenden Majestät, des geregelten Gehorsams im Auge. Beseelt von frommer Andacht, in dem ganzen Umfange wie die erhöhte Begeisterung im Zeitalter der Kreuzzüge sie forderte, war er dennoch der unerschütterte Vorfechter des kaiserlichen Rechts gegen die weltlichen Ansprüche der Kirche. Herablassend gegen die Seinen, gerecht in seinem Urtheilsspruche, billig gegen Fremde, milde und versöhnlich gegen die Reuigen übte er unerbittliche Strenge gegen die Widerspenstigen und Eigenmächtigen.

Um der deutschen Fehdelust zu steuern, müssen die vornehmen Friedensbrecher, Grafen und Herren schimpfliche Strafe erdulden. Als sich Mailand, die mächtigste der widerstrebenden lombardischen Städte, aufs Neue empörte, wurde der Richterspruch der Zerstörung über sie ausgesprochen und zu bleibendem Exempel vollzogen. Aber die Strenge trug stets den ehrwürdigen Stempel der Ueberzeugung guten Rechts. Darum, wenn auch seine Ansprüche über das Maass seiner Macht hinausgingen, wenn es ihm auch nicht gelang, dem Widerspruch der Päbste, die wilde Freiheitslust der italienischen Städte, die Eigenmacht der deutschen Vasallen für immer zu besiegen, stand er im Glauben der Zeit wie in der Geschichte stets gross und gewaltig da.

Als die Nachricht von der Einnahme Jerusalems durch Saladin im Abendlande erscholl, war seit langer Zeit der Ruf zum Kreuzzuge nicht gehört. Vor vierzig Jahren hatte die begeisterte Predigt Bernhards von Clairvaux gewaltige Heerschaaren zum zweiten Kreuzzuge in Bewegung gesetzt. Kaiser Konrad, Friedrichs Oheim und Vorfahre, König Ludwig VII. von Frankreich hatten sich selbst an die Spitze gestellt. Aber die Wüste Kleinasiens brach ihre Macht, noch ehe sie das heilige Land betraten. Dieses unglückliche Beispiel, die Erschöpfung der Kräfte und der Drang der einheimischen Ereignisse hatten den Gedanken an einen neuen Zug bisher nicht aufkommen lassen. Jetzt erweckte die Nachricht von dem Verlust der heiligen Stadt die Gemüther aufs Neue zu einer Begeisterung wie sie den ersten Kreuzzug hervorgebracht hatte. Von allen Seiten beschuldigte man sich der Lauigkeit in der Erhaltung so hohen Besitzes. Bussgelübde, Gebete und Klagegesänge ertönten, mit denen man die Gottheit zu versöhnen suchte. Aller Orten begannen sich Einzelne zu rüsten, und die Kirche unterliess nicht die Gläubigen in dieser Richtung noch mehr anzutreiben. Päbstliche Boten verkündeten in allen Ländern ein Sendschreiben des Oberhirten, welches die Sünden der Christenheit, den Mangel der Busfertigkeit, die Zwietracht der Häupter anklagt, die Gnadenthüre aufs Neue geöffnet zeigt, und endlich durch die Verheissung von Ablass und Begünstigungen die Zweifelnden in ihrem Entschlusse zu befestigen sucht.

Kaiser Friedrich war damals ein Greis, sieben und sechzigjährigen Alters. Die Last der Jahre, sein Herrscherberuf bei einheimischen Wirren, die Erfahrung der Schwierigkeit des Unternehmens die er in seiner Jugend als Theilnehmer an dem Zuge seines Oheims gemacht hatte, alles hatte ihn abhalten und entschuldigen können. Der Vorschlag sein kaiserliches Haupt zu schonen, nur seine Söhne zu senden, wurde ausgesprochen. Um so mehr musste es zur Erhöhung der allgemeinen Begeisterung wirken, dass der greise Fürst selbst sich an die Spitze der deutschen Kreuzfahrer stellen wollte.

Auf dem grossen Reichstage zu Mainz 1188 nahm er feierlich aus den Händen des päbstlichen Legaten und des Bischofs von Würzburg das Kreuz. Sein Sohn, Friedrich von Schwaben, die Herzoge von Meran und von Steiermark, mehrere Bischofe, überhaupt gegen siebenzig, der vornehmsten weltlichen und geistlichen Reichsfürsten, viele Grafen und Edle folgten seinem Beispiele. Die Zeit des Auszuges wurde auf das nächste Frühjahr, zum Sammelplatz Regensburg bestimmt.

Die Zwischenzeit benutzte der greise Fürst um die Ruhe Deutschlands während seiner Abwesenheit zu sichern. Heinrich der Löwe, der grosse Welfe, der vierjährige Gegner des Hohenstaufen, musste sich dem kaiserlichen Spruche fügen, drei Jahre lang das Reich zu

meiden. Streitigkeiten der Fürsten wurden geschlichtet, Raubschlösser zerstört, ein strenges Gesetz gegen die Friedensbrecher erlassen.

Auch in Frankreich hatte der König Philipp II. genannt Augustus, aus dem englischen Fürstenhause der Sohn des Königs Richard, den die Zeitgenossen Löwenherz nannten, und den noch vor dem Auszuge der Tod des Vaters auf den Thron berief, das Kreuz genommen. Innere Handel hielten den Beginn des gemeinsamen Zuges länger auf, als bei den Deutschen. Ihr Beschluss, zur See das heilige Land zu betreten, nöthigte den Kaiser den Landweg wieder zu erwählen, da es dem Abendlande an Schiffen für den Transport so grosser Heere gefehlt haben würde, obgleich er die Gefahren dieses weiten Marsches schon als Jüngling bei jenem unglücklichen Kreuzzuge seines Oheims Konrad selbst kennen gelernt hatte. Vorsichtige Unterhandlungen sollten sie vermindern. Botschafter wurden an den König von Ungarn, den griechischen Kaiser, selbst an den Sultan von Ikonium gesendet, der obwohl Muselmann, wie jene christlichen Fürsten, friedlichen Durchzug, freie Zufuhr des Bedarfs verhiess. Sogar an Saladin erging, nach ritterlicher Sitte, eine Aufforderung zur Herausgabe des Eroberten, eine Ankündigung der bevorstehenden Fehde.

Im Anfang Mai strömten die Pilger auf dem Sammelplatze bei Regensburg zusammen. Eine gewaltige Schaar; selbst die Ritter wurden auf zwanzigtausend geschätzt, unzählbar waren die Haufen der Fussgänger, Knechte und andere Begleiter. Sie zogen die Donau entlang nach Wien, wo der Kaiser strenge Musterung hielt, Untaugliche zurücksendete und die Regeln der Mannszucht feststellte. Feierlich empfangen und wohlgeordnet ging der Zug durch das Land des Königs von Ungarn. Minder günstig gestalteten sich die Dinge, sobald er das griechische Reich betrat. Auch diesmal sollten die Abendländer, wie bei den früheren Kreuzzügen, den Argwohn, die Wortbrüchigkeit, die Anmassung der Byzantiner erfahren. Diese, wie sie selbst geschlossene Verträge zu brechen sich nicht scheuten, glaubten auch dem Worte des deutschen Kaisers nicht. Daher Vorenthaltung der versprochenen Zufuhr, Misshandlung der Gesandten, endlich offene, wiewohl mit Schwäche und Wankelmuth ausgeführte Feindseligkeit. Mit grosser Weisheit überwand Friedrich diese Hindernisse. Dem leeren Hochmuth des „heiligen“ Kaisers, wie sich die Fürsten von Konstantinopel nannten, trat er mit Würde, den offenen Angriffen mit Entschlossenheit und Kraft entgegen, aber sobald er Sieger war blieb er stets in den Grenzen seines Rechts und der Mässigung, und dehnte seine Forderungen nicht weiter aus, als es im Bedürfnisse des frommen Zuges erforderten. So scheiterten die Ränke des treulosen Isaak an seiner Festigkeit und es erfolgte endlich die Gestellung der Schiffe, mit welchen das Heer bei Kallipolis nach Asien übergesetzt wurde.

Die zweite Wand unsers Frieses gibt eine gedrängte Anschauung dieses Zuges. Wir sehen zuerst die Rüstungen der Einzelnen. Der Ritter schon gepanzert, neben seinem Rosse nimmt Abschied von seiner Gattin, seinen Kindern; Männer des Volks beschwören kniecnd, von einem Mönch gesegnet, das Gelübde der Kreuzfahrt; ein Wald von Speeren deutet die Menge an, die ihrem Beispiele folgt. Ein edler Bannerherr reicht kniend einem Bischofe die Kreuzesfahne

dar, die dieser mit geweihetem Wasser zu ihrer frommen Bestimmung heiligt. Sofort erscheint denn auch der greise Kaiser auf dem Reichswage, dem der Kardinal-Legat das Kreuz aufheftet. Hinter ihm, kniend wie er, sein Sohn Friedrich von Schwaben, mit andern Fürsten des Reichs durch ihre Wappenfahnen bezeichnet. Die deutschen Bischöfe wohnen der feierlichen Handlung bei, fromme Gebete für den glücklichen Ausgang zum Himmel sendend. Die ernste, begeisterte Stimmung der Zeit spricht sich auf jedem Gesichte, in jeder Haltung der Gestalten aus.

Demnächst versetzen wir uns an die Thore der Reichsstadt Regensburg, den Zug bis nach Wien begleitend, wo die kreuzgeschmückten Wimpel von den Donauschiffen wehen, die das Heer weiter bringen sollen. An der Spitze wird das Maulthier des Kardinals von seinem Knaben geführt, sieben Bischöfe folgen ihm auf ihren Pferden. Gleich darauf des Kaisers Majestät. Von seinem weit ausschreitenden, kräftigen Rosse, das Schwert des Imperators in seiner Rechten, gerüstet, aber mit Krone und Kaisermantel geschmückt, schaut sein Blick mit ernster Voraussicht auf den fernen Weg hin. Die Sorgen des Feldherrn und die Zuversicht des frommen Fürsten sind auf seinem Antlitz zu lesen. Hinter ihm im Waffenschmucke geschaart die Fürsten und Ritter, dann die dichten Glieder der reisigen Fussknechte, von strenger Disciplin gebunden, wie die Legionen jener römischen Imperatoren, deren Vorbild Friedrich so gern befolgte. Ein Ritter schliesst den Zug des regelmässigen Heeres, dem dann die freiere Menge folgt. Ueberall verbindet sich das heitre phantastische Element des leichten Lebens mit dem kirchlich frommen Ernst der Kreuzfahrt. Bei den Rittern nehmen wir Falken und Hundswahe. Hier wandert neben den greisen, Psalmen anstimmenden Mönchen der rüstige Minnesänger, die Harfe auf dem Rücken, das Glas in der Hand, sein Liebchen am Arme.

Die Mühen des fernern Zuges auf europäischem Boden, die Manszucht des Heeres auf dem Marsche durch Ungerland, die kleinen Kämpfe mit den wilden Völkern des Grenzgebietes, die widerlichen Streitigkeiten mit den Byzantinern übergehn der Künstler, wie billig, um sogleich nach Asien überzuführen.

In unserm Bildwerke ist die eigenthümliche Stimmung, welche die Kreuzzüge hervorbrachte, sehr schön und treffend ausgesprochen. Die Wehmuth über die Entweihung der heiligen Orte durch die Ungläubigen, die fromme, demüthige Hingebung für die Sache Gottes, die kräftige Zuversicht, der ritterliche Sinn, welchen das Abenteuer des Orients lockt, dies alles sehen wir in den verschiedenen Ständen auf eigenthümliche Weise hervortreten. Einfach und fromm in jenem Jüngling aus dem Volke, dem der Mönch das Gelübde abnimmt, würdig und fest in dem Edeln, dessen Panier die Weihe des Bischofs empfängt, rüstig und keck in den wohlbewaffneten Rittern, welche die Lust der Jagd auch beim heiligen Zuge nicht vergessen, gluthmuthig und ruhig in den Söldnerscharen, die fremder Leitung zu folgen gewohnt sind. Bei den Bischöfen und Fürsten spricht sich das Bewusstsein, welches die Vertretung grosser Interessen, die Haltung der Männer, auf welchen die Augen des Volks ruhn, in verschiedener Weise charakteristisch aus. Vor allem herrlich ist die Gestalt des Kaisers, die Festigkeit des Feldherrn, die Weisheit des greisen Fürsten, die vorausschauende Sorge des Erfahrnen, die fromme Festigkeit des Gottvertrauenden. Bei aller Mannigfaltigkeit der Gestalten lebt in der ganzen Komposition die fortreissende Begeisterung. Wir sehn den Zug beginnen, das Heer sich sammeln, ordnen, die Menge wachsen und unaufhaltsam strebt die Masse dem fernen Ziele schnaubend zu.

Bemerkenswerth ist auch die Behandlung des Kostüme, im ganzen Sinne des Worts. Die neuere Zeit betrachtete das Mittelalter sonst in der Gestalt, wie es sich zu seinem Ausgange prägte. Die schwerfällige, mit Schmuck überladene Rüstung des unsicherfähigen Ritters, die überlastete, steife und schwülstige Galanterie, die falsche Romantik des Ritterromans übertrug man auch auf die frühern Jahrhunderte. Nur auf diese Weise glaubte man die vermeinte Barbarei jener Zeiten genießbar machen zu können. Die Geschichtsforschung der letzten Decennien hat dieses Vorurtheil beseitigt und diesen falschen Schimmer abgestreift. Zwischen der Wildheit des zehnten und der überladenen und plumpen Zierlichkeit des funfzehnten Jahrhunderts haben wir eine Zeit, man darf wohl sagen, entdeckt, in welcher sich Kraft und Empfindung zu reiner, einfacher Form gestalteten. Auch die Verständnisse der Tracht, die ja stets ein so bedeutungsvoller Ausdruck des Zeitgeistes ist, ist uns dadurch genommen. Man weiss, dass diese schon im Jahrhunderte noch nicht die Körper durch die gleichförmige, starre Eisenrüstung verhüllten, der weiche Lederpanzer, die knappe Sturmhaube und uns bekannte Formen, die phantastische Mannigfaltigkeit der Waffenrüstung, welche damit verbunden wurde, ist uns zugänglich geworden. Durch diese bessere Kenntniss des Mittelalters in seiner äussern Erscheinung wie im innern Geiste verschwindet der Schein eines schroffen Gegensatzes gegen die alte Welt, mit welchem wir es sonst bedeckt sahen. Der Faden der Tradition, welcher sich durch die Jahrhunderte bis zu uns hindurchzieht, wird uns sichtbar.

Durch alles dieses gewann für die bildende Kunst, besonders für die Plastik, die Ruhe und Mässigung der antiken Welt in ihr Abtheilendes Erbtheil, jene schimmernde, sinnliche überschwengliche Romantik ein die feindliches Element. So lange man daher das christliche Mittelalter nur in diesem Sinne auffasste, blieb sie auf den Boden der antiken Welt gebannt, von dem grossen Gebiete der christlichen Stoffe, von der eigentlichen Sinne unsers Gefühls ausgeschlossen. Es bedurfte einer richtigern Ansicht unsers geschichtlichen Verein, um eine umgreifende Plastik möglich zu machen.

Das Bildwerk, welches die vorliegenden Blätter darstellen, lässt, glaube ich, mehr als irgend ein anderes, diese Erweiterung des plastischen Gebiets erkennen. Im Geiste wie in der Form, im Ausdruck und in der Tracht sehen wir den edeln, einfachen Charakter, den man sonst ausschliesslich in antiken Gegenständen finden zu können glaubte, und durch durchweht das Ganze die Wärme christlichen Gefühls, die Empfindung des Heimathlichen, die allem uns ganz erfüllt.

DRITTE WAND.

Der Zug nach Ikonium.

Die Ueberfahrt von Kallipolis war glücklich vollendet, das Heer auf asiatischem Boden unversehrt gelandet. Im freudigen Bewusstsein der Ueberwindung langwieriger Hindernisse, in Ungeduld, dem Ziele näher zu rücken, brach der Zug nach kurzer Rast auf. Bald zeigten sich neue Schwierigkeiten. Der Weg führte sogleich in die schroffen, unfruchtbaren Gebirge Natolions. Der Mangel an Lebensmitteln für Menschen und Thiere, die Gluth der südlichen Sonne erschwerten und verzögerten den Zug. Doch Friedrich's Ernst und Klugheit erhielt den Muth der Seinen und unterdrückte den Zwist mit den Einheimischen. Endlich betraten sie das Gebiet des türkischen Sultans von Ikonium, mit dem Friedrich von Deutschland aus Frieden und Verträge geschlossen hatte, und wirklich kamen ihnen schon in Laodicea türkische Botschafter entgegen, welche die frühern Verheissungen erneuerten und sich zuvorkommend zu Führern auf dem weitern Wege erboten. Aber der Bodem jener Verträge war durch ein neues Ereigniss wankend und verrätherisch geworden. Der greise Sultan, Kilidsche Arslan, dem wetterbärtigen Kaiser aufrichtig ergeben, war altersschwach geworden und hatte, dem Andrange seiner Söhne weichend, ihnen die Herrschaft abgetreten. Der ältere derselben, Hotheddin Malek Schah, der die Obergewalt an sich gerissen, fürchtete die dem Vater verbündeten Fremdlinge und wünschte ihr Verderben. Verrätherisch führten daher seine Botschafter das Heer durch unfruchtbare Thäler, über rauhe Felsklippen. Das Bedürfniss des Futters nöthigte [illegible] zerstreuten und immer öfter feind schwärmende türkische Horden raubten [illegible] her. In einem Engpasse, welcher die Trennung des Heeres nöthig machte, [illegible] härtern Kampfs. Eine grosse Schaar der Feinde fiel die mühsam aufsteigenden an und bedrängte sie hart. Dem Sohne des Kaisers, Friedrich von Schwaben, zerschmetterte ein Steinwurf die Backenzähne. Wohl blieben die Deutschen die Sieger, aber täglich erneuerten sich diese Kämpfe. Friedrich's Muth erhielt die Seinigen aufrecht, mit jugendlicher Kraft und mit der Wachsamkeit des Greises war er überall gegenwärtig. Oft sah man ihn selbst an der Spitze seiner Ritter die weichenden Schaaren der Feinde verfolgen, aber nicht vermochte er den gefährlichern Feind, die Macht der feindlichen Natur der Gegenden, in welche die türkische Arglist

das Heer geführt hatte, so leicht zu vorscheuchen. Immer grösser wurde die Noth. Die südliche Gluth der Sonne auf kahlem Gestein, der Mangel trinkbaren, der Genuss salzhaltigen Wassers erzeugte Krankheiten. Die Rosse sanken ermattet und aus Mangel an Futter oder sie zersplitterten ihre Hufe auf zackigen Felsen. Die Vorräthe waren mehr und mehr aufgezehrt, Pferdefleisch und Pferdeblut wurden Speise und Getränk. Endlich erblickten die Verschmachtenden von der Höhe ein fruchtbares, wasserreiches Thal, in das sie am andern Tage hinab zu steigen dachten. Aber die Morgendämmerung zeigte ihnen die Hügel, die noch zu übersteigen waren, von zahlreichen Feinden besetzt. Aufs Neue galt es zu streiten, und der Sieg blieb wiederum auf der Seite der Christen: die Feinde entflohen, eine benachbarte Stadt, Isbartek, bei den Alten Philomelium genannt, nahm sie auf.

Auch immer hatten die türkischen Gesandten das Kreuzheer begleitet: mit dem Ungehorsam jener unzähmbaren wilden Horden hatten sie frühere Angriffe entschuldigt, durch ein Missverständniss des Emirs jener Stadt suchten sie den gegenwärtigen zu erklären. Ihn zu bedeuten, baten sie selbst um Urlaub, und Friedrich, sei es noch immer vertrauend oder um seinerseits die feste Haltung der Verträge zu bewähren, entliess sie wirklich. Der verheissene Friede erfolgte nicht, mit verstärkter Macht fielen die Feinde aus Philomelium über den Zug der Kreuzfahrer her, die nun, aufs Neue Sieger, mit den flüchtigen Feinden zugleich in die Stadt eindrangen. Aber auch dieser Sieg brachte keinen Gewinn. Es fanden sich keine Vorräthe und der Zug durch die Wüste musste fortgesetzt werden. Da entschloss sich der Kaiser, durch Gefangene von den fernern Gefahren des Weges, auf den man ihn geleitet hatte, belehrt, denselben zu verlassen und den Marsch geradezu auf die Hauptstadt, auf Ikonium zu richten. Jetzt liess der Feind die trügerische Maske fallen, an der Spitze eines gewaltigen Heeres lief drei hundert Tausende wurde es geschätzt) trat Hotheddin, der Sohn des Sultans, selbst den Kreuzfahrern entgegen. Die Ueberzahl der Feinde war gross genug, um die ermatteten Pilger zu entmuthigen. Aber des Kaisers Festigkeit stützte allen Vertrauen ein; an die heiligen Märtyrer, an den Lohn so frommen Kampfes erinnernd, bereitete er die Seinen in frommen Gebeten und Andachtsübungen zum Kampfe vor. Die Schlacht begann und der Beistand Gottes, den sie erfleht, schien den begeisterten Helden nahe zu sein. Ein völliger Sieg belohnte die Mühen des Heeres, die Feinde flohen, Hotheddin selbst, von seinem Pferde gesunken, wurde nur durch die aufopfernde Treue seiner Leibwache gerettet.

Diese steten Mühsale und Kämpfe sind der Gegenstand des Frieses der dritten Wand. Von den Schiffen an sehen wir den Zug sogleich aufwärts durch die Gebirge anstrebend; Lastthiere von ihren Führern über rauhe Klippen getrieben, Krieger in schwerer Rüstung, Reiter auf ihren Rossen in steilen Schluchten aufwärts steigend. Dann Kämpfe mit den schwärmenden Turken; Friedrich von Schwaben in der Bedrangniss, von einem Steinwurfe bedroht; der Kaiser selbst beim Reiterangriffe den Seinen kühn vorausprengend, verjagt die feindlichen Bogenschützen aus ihrem Hinterhalte. Erneuerter Kampf um einen Brunnen, das Labsal der Pilger in der Wüste, endlich das leichte Fussvolk, die raschen Rosse der flüchtigen Muselmanner gen

Philomelium eilend. Nun die letzte heftigste Schlacht gegen Hotheddin, stürzende Pferde, verlorne Schilde, in wohlgeordneten Reihen der Angriff der Ritter, der Reitigen gegen die schwarmend weichenden Turken, gegen die Leibwache, welche ihren Gebieter noch schutzet, als er, wuthentbrannt über die Niederlage, vom Rosse gesunken.

Unsre Blätter geben das Bild der Beschwerden des Marsches, der Mühsal rastlosen Kampfes in gedrängter Uebersicht aber in höchst lebendiger Anschauung. Meisterhaft ist gleich anfangs die für die Plastik so schwierige Aufgabe des Zuges durch die Gebirge gelöst. Wir sehen, wie Rosse und Menschen aufwärts klimmen, wie die Verschiedenheit des Bodens die Einzelnen trennt, wie aus unzähligen Schlupfwinkeln die Feinde drohn. Jener Kreuzfahrer, der auf der Höhe des Bergen die Fahne schwenkt, ein Zeichen und eine Ermuthigung für die Zurückgebliebenen, gibt uns das Gefühl augenblicklicher Befriedigung bei der Ueberwindung einer der vielfachen Hemmungen. Aber in den folgenden sich wiederholenden Kämpfen stellt sich das Vorübergehende dieses Erfolgs, die Qual stets fortdauernder Mühsal dar. Bemerkbar ist in diesen Gefechten die schlangenartige Gewandtheit der Turken, die mannhafte Haltung der Ritter, der durchdringende Blick des Kaisers, wenn er an der Spitze der Seinigen in die Feinde dringt. Hotheddins Sturz unter dem Schutze seiner tapfern und treuen Scharen schliesst in einer vortrefflichen Gruppe diese Reihe der Kämpfe, deren Fortsetzung in einem grösseren Style wir auf der letzten Wand finden.

VIERTE WAND.

Sieg und Tod.

In der Hitze der Schlacht hatte gläubigen Vertrauen die Christen aufrecht erhalten. D. Himmel selbst, so glaubten sie, hatte für sie gestritten; der heilige Georg, der Schutzpatron des christlichen Ritters, auf glänzend weissem Rosse war ihnen voran, so sprach sich die Sage im Heere herum, in die feindlichen Reihen gesprengt. Aber als sie das Leichenbedeckte Schlachtfeld verliessen, den Weg durch die Staubwolken der aufruhrbaren, unterhohlen Wüste fortsetzten, als immer mehr die letzten Vorräthe schwanden, jede Erquickung, jede Stärkung den ermatteten Streitern fehlte, da war es schwer, den Muth nicht völlig sinken zu lassen. Auch war die Macht des Feindes trotz seiner Niederlage noch nicht gebrochen, zahlreiche, frische Schaaren standen ihm zu Gebote. Zu gut kannte der türkische Fürst den traurigen Zustand, in welchen Entbehrung und Krankheit das Kreuzheer versetzt hatten. Da kamen Gesandte von Hebedin ins Lager — so viel hatte die Kraft der christlichen Waffen doch über ihn vermocht — um freien Durchzug, dreitägigen Markt zu versprechen, wenn ihm der Kaiser für sich und die Seinen ein Lösegeld entrichte. Wo nicht, so möge der Kampf wieder beginnen, mit hundert tausend Streitern sei er bereit. Zwar war die Forderung schmachvoll, aber das Versprechen höchst lockend, die Drohung schreckenerregend. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche den Kampf Tollkühnheit, die Noth unerträglich nannten. Nicht so der Kaiser. Seine Antwort warf den Feinden ihre Arglist, den Bruch der Verträge vor. Die wohlverdiente Rache wolle er nicht üben, des heiligen Zieles, zu dem er strebe, gedenk, aber nicht durch Silber und Gold, sondern nur durch Eisen werde er den Weg, wenn Friede versagt sei, sich bahnen. Im Kriegsrath verkündet er den Entschluss den schnellen Angriffs. dem Heere, dass jeder, der die Sache des Kreuzes aufgeben wolle, frei ziehn möge. Denen aber, die ihm folgen wollen, verheisst er das Ende der Leiden, die um ihrer Missethat willen der Himmel ihnen gesandt hat. Auf die Reichthümer von Romium, das nun schon nahe vor ihnen liegt, auf die fruchtbaren Gefilde dasselbst er hin, wo sie nach dem Siege Ruhe und Stärkung finden würden. Der Muth, die aufgegangene Festigkeit des greisen Fürsten belebte den Sinn der Kreuzfahrer aufs Neue. Sie eilten zu Gottesdienste, um demselben Gebete sich Kraft zu erflehen, brünstig theilten Vornehme und

Geringe die letzte Nahrung, und ermahnten sich gegenseitig zum Kampfe, der im Glücke wie im Unglück der letzte sein musste. Und wirklich zeigte sich ihnen am folgenden Tage die Gunst des Himmels aufs Neue. Die Schaaren, denen sie begegneten, zogen sich zurück, am Abend konnten sie ihr Lager im Thiergarten des Sultans, auf frischem Grün, an lebenden Quellen aufschlagen. Am Morgen ordnete der Kaiser die Schlacht. Mit einem Theile der Seinigen entsendete er seinen Sohn zum unmittelbaren Angriff der Stadt, mit dem andern rückte er selbst der Heeresmacht entgegen, die Hotheddin heranführte. Hier erhob sich ein blutiger, gefährlicher Kampf. Mit Vorsicht hatte Hotheddin den Plan entworfen. An der Spitze unserer leichten, regimentslosen Truppen warf er selbst sich auf die Schlachtlinie der Christen, während leichte Schaaren von hinten und von den Seiten sie rechend beunruhigten. Von allen Seiten drang die Uebermacht muthig auf die ermatteten Kreuzfahrer ein, immer gedrängter wogte der Kampf. Schon begann der Muth der christlichen Krieger mit ihren Kräften zu sinken, schon dachten sie zum unvermeidlichen Tode sich rüsten zu müssen. Da mit einem Male erhob sich die gewaltige Stimme des Kaisers: „Christus herrscht, Christus siegt, wir nach, die „Märtyrerkrone zu erringen," und so stürzt er mit eingelegter Lanze in die dichtesten Haufen der Feinde. Ihm nach die Ritter in neu erwachter Begeisterung, die Feinde weichen dem nicht mehr erwarteten Andrange, ihre Reihen lösen sich. Nach allen Seiten hallt das Losungswort weiter unter den Christenstreitern, überall beleben sie neuen Muth und treiben die Feinde in wilde Flucht. Ihre Macht ist gebrochen, zehntausend Leichen bedecken das Schlachtfeld.

In diesem Augenblicke des eigenen Sieges kam dem Kaiser auch der Siegesbote seiner Schaaren zu. Mit gleicher Gefahr und mit gleich glücklichem Ausgange hatte Friedrich von Schwaben gestritten. Auch seine Schaaren waren schon der Uebermacht, die aus den Thoren der Stadt sich ihnen entgegenwarf, gewichen, auch er hatte vermeidend die Seinigen zu erneutem Angriffe aufführen wollen, auch hier hielten die Türken der Begeisterung der Ritter nicht Stand. Sie flohen; die Verfolgenden drangen durch das mit der Streitaxt geöffnete Thor in die Stadt, ein blutiger Kampf wüthete in den Strassen, aber das Panier des Kreuzes wehte am Abend von ihren Mauern.

In stolzer Zuversicht hatten die Bewohner von Ikonium auf den Fall ihrer Stadt nicht gedacht, reiche Beute fiel daher in die Hände der Sieger. Vorräthe aller Art fanden sich in Ueberfluss, nach vierzig Tagen der äussersten Entbehrung und beständigen Kampfes konnten die Kreuzfahrer wohlgemuthe Stärkung und ungestörte Ruhe geniessen. Gleich nach dem Einzuge wurde ein grosses kirchliches Fest veranstaltet, bei feierlichem Hochamte dankten Fürsten und Krieger dem Herrn der Heerscharen für wunderbare Rettung aus Gefahren. Nachdem Gott war Zum Kaiser die Ehre des Sieges zu geben, und seine Beharrlichkeit und sein Muth hatte die Thorgen aufrecht erhalten. Das wurde von allen gepriesen und erkannt. Alle Thaten, die früher seinen Ruhm begründet hatten, wurden von diesem Zuge überstrahlt, in dankbarster Verehrung hing das Kreuzheer an ihm, als ihrem Führer und Retter.

Auch im Siege bewahrte er noch seine Milde. Der alte Sultan selbst war in der Burg der Stadt eingeschlossen, Hotheddin, wenn auch frei, doch ohne Macht des Widerstandes gegen die gerechte Rache. Aber gegen Stellung von Geiseln und das Versprechen genügender Zufuhr wurde jenem Abzug, beiden Frieden gewährt.

Nach sechstägiger Rast brach das Kreuzheer wieder auf, voller Hoffnung und Muth. Das Sekwonie war überwunden, leicht erklommen sie die hohen Berge, welche sich ihrem Wege entgegenstellten. Nach wenigen Tagen erblickte man das heilige Zeichen des Kreuzes an der Grenze, sie waren wieder unter einem Volke ihres Glaubens, auf dem Gebiete des christlichen Fürsten von Armenien. Freundlich kam ihnen dieser entgegen, für Zufuhr aller Art war gesorgt, ungehemmt und ruhig ging der Marsch, wenn auch über steile Felsen und reissende Bergströme. Endlich erreichten sie Seleucia am Kalykadnus oder Saleph. Ein offenes, reich angebautes Land breitete sich vor ihnen aus, bequeme Strassen führten an der Seeküste nach Antiochien. Es war ein Sonntag, als sie ihre Zelte bei der Stadt aufschlugen, nach der christlichen Feier des Tages überliessen sich Alle der Heiterkeit und der frohen Aussicht. Der Weg zum gelobten Lande, dem Ziel ihrer Sehnsucht, schien nun geebnet, nach so vielen Siegen, so harter Prüfung schien ihnen der heilige, ruhmvolle Kampf mit offen ritterlichen Waffen ein Leichter und Erwünschter.

Am andern Tage, es war der 10. Juni 1190, trat das Heer den, wie sie wähnten, letzten Marsch wieder an. Zunächst musste der Strom überschritten werden. Herzog Friedrich mit dem Vortrabe war glücklich auf das jenseitige Ufer gelangt. Das Gepäck folgte ihm, der Kaiser selbst leitete den Uebergang der grössern Heeresmasse des Hinterzuges. Die schmale Brücke gestattete nur langsames Fortschreiten, der Zug stockte. Schon waren jene Vorausgegangenen weit entfernt und der Kaiser besorgte allzulange Verzögerung. Im raschen Entschluss behielt er den Reitern mit ihm den Fluss zu durchschwimmen. Vergebens warnten seine Begleiter vor der Gewalt des wilden, in kurzem Laufe von den Gebirgen herabströmenden Wassers, mit jugendlichem Feuer sprengte der furchtlose Greis in die Fluthen. Aber in der Mitte des Stromes streckelte und bäumte sich sein Ross, die heftigen Wellen rissen ihn fort, er sank und wurde schnell weit hinweggeschwellt. Von allen Seiten sprangen die Seinigen zu und es gelang ihnen endlich den Körper des Fürsten ans Land zu bringen.*) Es war zu spät, alle Versuche ihn ins Leben zu rufen, waren vergeblich, der Kaiser war nicht mehr. Wie ein Donnerschlag traf dieses Trauerwort die Schaaren. In dumpfer Betäubung, in verzweiflendem Jammer klagten sie, dass alles nun verloren sei. Ihr Führer, ihr Vater, in dessen Muth und Weisheit aller Vertrauen ruhete, an dessen Festigkeit sich alle erhalten, an dem sich alle Gemüther wendeten, wie die Pflanzen nach der Sonne, fehlte ihnen nun. Die Hoffnung des Sieges, noch oben so lebendig [illegible] Stand in einem Augenblicke.

Zu Schanze, wohin das Heer sich mit der Leiche zurückzog, wurde Herzog Friedrich [illegible] Vater anerkannt, unter seinem Befehle der Marsch fortgesetzt. Aber bei aller Hoheit des Stammes und aller persönlichen Würde fehlte ihm der Rang, die Erfahrung eines langen Heldenlebens, den Ansehn, dem sich jeder willig beugte. Einige der Grossen trennten sich bald vom Hauptheere, um in einem kleinen Hafenorte Schiffe zu besteigen, andre, völlig entmuthigt, glaubten sich ihres Gelübden entbunden und wanderten sich zur Heimkehr. Unter dem Volke selbst liess die strenge Mannszucht nach, Unmässigkeit und Krankheiten griffen um sich,

*) Gekünstelt klingt eine andere Sage den Kaiser beim Baden ertrinken. Der im Texte vorgetragene Hergang wird aber von den besten Geschichtschreibern angenommen.

und rafften mehr fort als früher der Mangel und das Schwert der Feinde. Ohne Kampf und Unfall, aber sehr vermindert, erreichte der Trauerzug Antiochien und erneuerte die Klage bei feierlicher Bestattung der Leiche.

Die Kunde von dem Heldenzuge der Christen durch Kleinasien hatte sich schnell unter den Muselmannen in Syrien verbreitet. Das Gerücht vergrößerte die Zahl des Heeres, schilderte die Deutschen als Wesen besondrer Art, von unerschütterlicher Festigkeit des Willens, von wunderbarer Sittenstrenge und Mannszucht. Furcht bemächtigte sich aller Gemüther. Sie waren, sagt ein arabischer Geschichtschreiber, wie die von denen Mohamet im Koran spricht; ihre Augen wurden verwirrt, ihr Herz stieg auf bis zum Halse, sie verzweifelten an der Gerechtigkeit Gottes. Schon begannen die Vornehmen sich zur Flucht zu bereiten: Saladin selbst schien die Hoffnung auf die Erhaltung Syriens zu verlieren. Aber die Nachricht von dem jähen Tode des Kaisers verwandelte diese Stimmung plötzlich, Gott schien ihre Feinde zu vernichten, neue Zuversicht beseelte sie.

Nur Allen gemeinsam war diese Hoffnung und jene traurige Vorahndung, welche das Kreuzheer bei dem plötzlichen Tode des grossen Fürsten durchschütterte. Das Glück, das sie bis dahin so wunderbar erhalten, war von ihnen gewichen. Immer verderblicher wütheten Krankheiten unter ihnen, lichteten ihre Reihen, und entmuthigten die Gesunden, so dass viele den Gefahren des verderblichen Landes entflohen. Manche der edelsten Führer erlagen der Seuche. Erst nach zwei Monaten gestattete der Zustand des Heeres den Marsch nach Akkon, dem jetzigen Sitze der christlichen Macht in Palästina, fortzusetzen. Nur tausend Ritter, siebentausend Fussgänger waren von so vielen übrig geblieben. In Akkon belebte die Ankunft des jungen Kaisersohnes die Gemüther aufs Neue. Mit Klugheit und Mässigung wusste er der Zwietracht der christlichen Häupter zu begegnen, mit Tapferkeit und Umsicht den Krieg fortzusetzen. Der fortdauernden Wuth der Seuche suchte er durch die Stiftung eines Hospitals zu begegnen, in welchem nach dem Vorbilde der noch französischen Ritterorden der Templer und Johanniter auch seine Deutschen Pflege und Hülfe fanden, und wurde so der Gründer des Ordens der deutschen Ritter. Aber nur zu bald erlag er selbst diesem gefährlichsten Feinde der Abendländer, schon im Anfange des folgenden Jahres bestatteten die Seinigen den fünfundzwanzigjährigen Jüngling. Die letzte Hoffnung war ihnen nun genommen, muthlos und ohne Führer zerstreuten sie sich. Das gewaltige Unternehmen war gescheitert, so viele Kämpfe, so viele Leiden blieben ohne Frucht.

Die Darstellungen der vierten Wand beginnen mit der Schlacht von Dorylaum. Hier sehn wir den Kaiser, die Kreuzfahne, das Schwert in den Händen, im gestreckten Lauf seines Rosses in die Reihen der Feinde sprengen. „Christus siegt.“ Ihm nach seine Ritter, hinten andrängendes Fussvolk. Entsetzt fliehen die Türken, so schnell ihre leichten Pferde vermögen, von Leichen der Ungläubigen ist das Feld bedeckt. Dann die Mauern des Thiergartens, durch Hirschgewehe in gestickter, maurischer Arbeit bezeichnet, dahinter die Thürme von Ikonium. Nach erfahrenem Sorge ertönen die Hymnen des Dankfestes; der Erzbischof hält das feierliche

Hochamt. Hinter dem Sitze der Bischöfe der Kaiser und seine Fürsten in demüthiger Kniebeugung, befreit von der Last der kriegerischen Helme, deren phantastischen Schmuck wir in den Händen von Edelknaben sehen. Noch weiter hinten liegt das Heer auf seinen Knien, alte und junge Ritter. Wie schön ist der Ausdruck der Frömmigkeit auf ihren männlichen, einfachen, deutschen Gesichtern. Wenige Räume deuten den weitern Marsch an und leiten uns an die Ufer des Saleph. Schon ist der Kaiser in der Mitte des Stroms, wild bäumt sich sein Ross, von der Last der Rüstung herabgezogen sinkt der Greis. Entsetzen ergreift die Ritter welche ihm folgen, sie vergessen der eignen Gefahr. Das grosse Unglück ist geschehen. Der Trauerzug nähert sich dem Dome von Antiochien. Der Erzbischof, der Abt empfangen den leichtragenden Sohn, die Priester folgen, sechs Edle tragen die Bahre, auf welcher des Kaisers würdige Gestalt mit fromm gefalteten Händen ruht.

Unter den Einzelheiten der Darstellung auf dieser Wand ist besonders herauszuheben das Feuer des Angriffs in der Schlacht, dann der schöne mannigfaltige Ausdruck der Frömmigkeit an den knieenden Rittern des Dankfestes, endlich besonders die Todesscene. Das Straucheln des Rosses, das Herabsinken des Kaisers ist mit künstlerischer Meisterschaft, der Schrecken einiger im Gefolge, welche das Unglück wahrnehmen, mit der ergreifendsten Wahrheit dargestellt. Um die Schönheit der Composition im Ganzen zu empfinden, muss man die einzelnen Blätter unserer Suche aneinander rücken. In den Gegensätzen bewegter und ruhig ernster Momente, der Schlacht und des Dankgebetes, der Trauerscene im Strom und der Beerdigung, in dem Wechsel des kriegerischen Lebens in Sieg und Tod mit der kirchlichen Ruhe sprechen sich die Empfindungen, die wir im letzten Akte der grossen Tragödie haben, auf überraschend schöne Weise aus.

Schlussbetrachtung.

Der Tod eines Helden auf dem Wege des Ruhms ist immer ein würdiger Gegenstand der Kunst. Der Tod des Kaisers, von dem diese Blätter sprechen, ist es in höherem Grade. Wenn er, ein Greis, aber in jugendlicher Kraft des Geistes und Körpers, in der Mitte des wohlberechneten grossen Unternehmens, nach Ueberwindung gewaltiger Hindernisse, siegreich, fast im Angesichte des heiligen Landes, am Ziele seines frommen Strebens fällt, wenn er den Waffen der Feinde und den Gefahren bis dahin glücklich entgangen, durch einen Zufall untergeht, wenn alle die grossen Erwartungen die an seine Person geknüpft waren, mit ihm zu Grabe getragen werden, so ist das eine geschichtliche Tragödie im höchsten Styl.

Dass alles Menschliche ein Ende habe, ist eine gemeine Wahrheit. Welches Reich ist so fest begründet, dass nicht endlich die Stunde schlage, die seiner Macht ein Ziel setzt, welche Kraft so gross, dass sie nicht endlich erliege. Aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge ist der Raum vom Beginn bis zum Untergange ein weit ausgedehnter. Die Stufen langsamen Erhebens, reicher Blüthe, allmähliger Abnahme liegen dazwischen. Es stirbt das Grosse gleichsam natürlichen Todes, im Greisenalter nach vollem Genusse des Lebens. Nur einigen, vielleicht den herrlichsten Erscheinungen ist ein anderes Loos bestimmt, sie kommen und verschwinden wie höhere Geister, die auf der Erde nicht bleibende Statte finden. Die Begründung eines langdauernden Daseins, die Mittelstufen aufsteigender und sinkender Grösse sind ihnen nicht vergönnt, sie sterben jugendlich, wie jener homerische Held. Anfang und Ende ihres schönen Lebens grenzen dicht aneinander. So war das grosse Reich des macedonischen Alexander [illegible] begründet und mit ihm zerfallen, wie der Traum des Jünglings, wie die Blüthe auf [illegible] eine Mittagssonne hervorruft, ein Nachtfrost zerstört. So ähnlich auch [illegible] augc, der meisten einzelnen, wie des ganzen Bestrebens, so vor [illegible] betrachtet haben.

Die Geschlechter der Helden sinken zum Tode hinab, [illegible] ihr grosses Unternehmen vollbrachten, der Bau, den sie rüstig begonnen hatten, zerfällt in Trümmer.

Aber nur ein trüber, schwerfälliger Sinn beharrt in der Wehmuth, die dieser Anblick in uns erweckt, und stimmt das klagende Lied von der Thorheit und Eitelkeit menschlichen Strebens an. Denn aus den Gräbern erblühn die schönsten Blumen und die Lehre, welche

jene Ereignisse nur geben, ist vielmehr eine freudige und erhebende. Nicht an die engen Schranken des irdischen Daseins ist unser Wirken gebunden, nicht auf äussere, unmittelbare Erfolge sind wir angewiesen. Was todt erscheint, erwacht zum schönern Leben. Jene Unternehmungen, scheinbar misglückt, jene Thaten, scheinbar ohne bleibende Folgen, sind grade die bedeutendsten und wirksamsten der Geschichte. Der Wind verweht die Samenkörner von der Stelle, auf die sie geworfen, aber er trägt sie umher auf andern, fruchtbaren Boden, und statt des einzelnen Gartens erblühen ganze Länder und Zonen. Das Leben der Helden ist nicht verloren, ihr hochherziges Bestreben war nicht eitel und fruchtlos. Begeisterte Diener der Vorsehung lehren sie uns die geheimnissvollen Wege höherer Leitung, das geistige Dasein des Menschen kennen. Die Forscher der Geschichte mögen die einzelnen Wirkungen, die nützlichen Folgen der tüchtigen That aufzeigen. Aber nicht dieses Einzelne, Mittelbare ist es, was uns darin erhebt. Es ist die That selbst, ihre innere Grösse, der Gegenstand der Begeisterung, diese Begeisterung selbst, der kein Opfer zu gross war, für die freudig und muthig das Leben und alle irdischen Güter hingegeben wurden. Der Tod ist nur das Letzte, die äussere Erscheinung dieser Hingebung, die ganze Schönheit der That leuchtet darin hervor, wie das Licht des Bildes aus seinen dunkeln Schatten. Darum ist jenen Gefühl der Wehmuth das uns bei dem Hinsinken der Heldengestalt ergreift, kein entmuthigendes. In der Klage liegt der Trost, im Trauerliede der Hymnus der Unsterblichkeit.

Darum verherrlicht die Kunst so gern nicht blos den Sieg, sondern auch den Tod des Helden. Ihn darzustellen ist ihre letzte, ihre höchste Aufgabe. Der Schmerz ist süss, in dem das Gefühl der Grösse, der Schönheit seine höchste Steigerung erhält.

So mögen wir auch die Kreuzzüge betrachten. Man hat sich auch bei ihnen viel damit beschäftigt, ihre Folgen zu erforschen, sie durch die Wohlthat ihrer mittelbaren Wirkungen zu erklären. Und mit Recht, denn hochwichtig ist die Anregung, die von ihnen ausging, das Licht, das dadurch auf alle Verhältnisse des abendländischen Lebens fiel, sie erklärte und eine Umgestaltung herbeiführte. Aber das höchste und beste in ihnen ist die That selbst, das kühne Streben, der weite Gedanke, die fortreissende Begeisterung, die rücksichtslose Hingebung für das Geistige, für den Glauben. Durch diese wirken sie fort auf alle fernen Geschlechter.

Und so erscheint auch hier der Sieg und der Tod des grossen Friedrich in würdiger Darstellung, die That des deutschen Fürsten im deutschen Sinne verherrlicht, ein ernster, [illegible] Aufruf [illegible] neuen Geschlecht.

LUDWIG SCHWANTHALER'S WERKE. III. ABTHEILUNG.

THEOGONIE,

ODER

DER GÖTTER UND GÖTTINNEN GESCHLECHT.

FRESK. GEMALT IN DER NEUEN KÖNIGLICHEN RESIDENZ ZU MÜNCHEN

HERAUSGEGEBEN VON

XAVER SCHWANTHALER.

MIT ERLÄUTERUNGEN NACH HESIOD VERFASST

VON

PROFESSOR DR. FRIEDRICH RICH.

NACH DER ORIGINAL-ZEICHNUNG DES KÜNSTLERS IN STEIN GRAVIRT

VON

FRIEDRICH WOLF.

DRUCK UND VERLAG DER LITHOGRAPHISCHEN KUNST-ANSTALT

VON

FRIEDRICH WOLF IN MÜNCHEN.

I. 28/14

Seiner Majestät

Ludwig I.

König von Bayern

in tiefster Ehrfurcht gewidmet von

Xaver Schwanthaler.

VORWORT.

Die vorliegenden Compositionen Ludwig von Schwanthalers, welche den bedeutendsten des grossen, an frühe geschiedenen Meisters beizuzählen sind, stehen im engen Zusammenhange mit der grossartigen Entfaltung, die unter der Regierung des Königs Ludwig von Bayern die deutsche Kunst gewonnen hat. Es war im Jahre 1826, als auf Geheiss des kunstliebenden Monarchen der neue Königsbau (die nach Süden gewendete Erweiterung der k. Residenz) begonnen ward. Bildliche Darstellungen aus den Werken griechischer und deutscher Dichter, theils in Fresco, theils in Enkaustik, theils Glasgemälde, wurden dazu bestimmt, die inneren Räume des Gebäudes zu zieren. Die Lösung der umfangreichen Aufgabe nahm den grösseren Theil der Kunstkräfte in Anspruch, die König Ludwig damals in München versammelt hatte. Insofern als den aus Cornelius Schule hervorgegangenen jüngeren Künstlern Gelegenheit gab, sich selbstständige Bahnen zu brechen, und sich hinfort in eigenthümlichen und verschiedenen Richtungen zu bewegen, wurde sie epochemachend nicht blos für das Münchner, sondern für das deutsche Künstlerleben überhaupt. Ihm und Genossen erwiesen im Jahre 1833 ihre Vollendung.

Ludwig Schwanthaler hatte sein ausserordentliches Talent für Composition bereits entschieden dargethan. Es wurde ihm denn, während für die Darstellungen aus den deutschen Dichtern das Zusammenwirken mehrerer Künstler für nöthig erachtet wurde, der ehrenvolle Auftrag zu Theil, sämmtliche Entwürfe für die griechischen Dichter (mit Ausnahme der homerischen Hymnen, denn für Theokrit und Anakreon) allein zu fertigen. Einen so schwierigen, der Kraft eines Einzelnen, wie es schien, unerreichbaren Unternehmen, das die Gedichte des (Pseudo-) Orpheus, Hesiodos, Pindar, Aeschylos, Sophokles und Aristophanes umfasste, konnte nur eine Geistesfülle, stammesverwandte Vielseitigkeit und schöpferische Leichtigkeit sich gewachsen zeigen, wie sie Schwanthaler besass. Der Erfolg rechtfertigte die von dem jungen Meister gehegten Erwartungen und übertraf sie sogar.

Wenn auch Alles, was an dem vorgesteckten Zwecke aus seiner Hand hervorging, das Gepräge der Genialität an sich trug, so war doch der Künstler bei den Darstellungen aus Hesiodos zuerst durch die klare, epische Folge und innere Abgeschlossenheit des Inhaltes, als auch durch die räumlichen Verhältnisse des jenen Gemälden zugewiesenen Saales besonders begünstigt. Es gelang es ihm ein harmonisch gegliedertes Ganze von dem befriedigendsten Eindrucke zu schaffen. Compositionen, kritische Stimmen nägerten nicht ausserordentlich, dass der Saal des Hesiodos in jeder Beziehung einen bevorzugenden Anblick gewähre."

* S. Kunstblatt Jahrgang 1833. N. 61. S. 237 und N. 97. S. 385.

Die Gemälde nehmen den unter der Hohlkehle fortlaufenden, gegen 4 Fuss hohen Fries ein, und sondern sich auch den vier Wänden in ebenso viele Abtheilungen, welche die Hauptmomente der Theogonie enthalten. In wohl durchdachter Anordnung zeigt sich zuerst das alte Götterpaar, dann das Reich des Kronos; ihm folgt der Kampf des Zeus um die Herrschaft; den Schluss bildet der Olymp. Für den Eingetretenen, wie für den weniger Kundigen lehrreich, entrollt sich das Bild der in ihrer Reinheit die Blicke hoch verwirrenden hellenischen Götterwelt.

Die malerische Behandlung ist polychromisch, durch ohne Anwendung von Licht und Schatten, und bringt dadurch (im Gegensatze zu den Monochromen des Orphensaales) die Sinnlichkeit der Gestalten auf einer höheren, wenn auch noch immer sehr abstrahirenden Stufe des Fortschrittes zur Anschauung. Herr Georg Hiltensperger, der diese Gemälde nach schwanthaler Zeichnungen ausführte, verstand es ganz in den Geist der Compositionen einzudringen, und sie mit dem Reize der Farbe und gleichlicher Durchausführung zu schmücken.

Die Herausgabe und Vervielfältigung eines so ausgezeichneten Werkes durch Lithographie wird, wie kaum zu bezweifeln sein dürfte, auf den Dank und die Theilnahme von Künstlern und Kunstfreunden zählen können. Die Nachbildung hielt sich mit gewissenhafter Treue an die Originalzeichnungen des Meisters, so dass sie für ein Facsimile derselben gelten darf. Nur auf diese Weise konnte zugleich der Zweck erreicht werden, eine sonderbare Vorstellung von der fast unglaublichen Schnelligkeit und Sicherheit zu geben, mit der Schwanthaler bei seinen Compositionen, deren erster, unverbesserter Entwurf hier vorliegt, zu Werke ging. Sollte man daher einige, für den Totaleindruck nicht wesentliche Dessinnonfälligkeiten, die der Hand des Malers vorbehalten blieben, vermissen, so wird die eben angedeutete Rücksicht eine genügende Rechtfertigung seyn, warum man auch in solchen Fällen sich keiner Abweichung von dem Originale erlauben wollte.

Die beigefügten Erläuterungen werden um so weniger überflüssig erscheinen, als nicht von jedem Besitzer des Werkes solche mythologische Kenntnisse vorausgesetzt werden können, die, wenn auch Worte und Name der einzelnen Gestalten bekannt sind, über das Verhältniss und die Wechselbezüge, in denen sie gerade hier auftreten, so weit es auf dem schwankenden Felde der Mythendeutung möglich wird, Aufschluss geben.

ERLÄUTERUNGEN.

Nach der alten italienischen Vorstellung sind Götter, Menschen und Naturdinge von gleichem Ursprunge. Sie alle sind nur einem gemeinsamen Lebensprinzip hervorgegangen. Die Götter sind nicht vollendeter; sie sind dem Besitze und der Zeit nach gewordene Wesen und nur relativ ewig. Die physischen und sittlichen Mächte, von denen die Natur und das Leben beherrscht wird, wurden als Individuen, als Personen gedacht. Die Welt der Erscheinungen ist es, die den Stoffen beobachtete und in Gestalten fasste. Er forschte nicht nach ihren letzten Ursachen; diese blieben ihm verhüllt. Aber auch er unterliess es nicht einen Theilen der äußeren Erkenntniss Gottes. Er bevorzugt sich nicht in einem reinen Empirismus, sondern suchte an den Ideen der Welt vorzudringen, die in Gott selber ruhen. Um den Hervorgehen einer mythologischen Begriffes aus dem andern oder ihre Verwandtschaft unter sich anschaulicher, bediente er sich des Bildes der Abstammung und der Familienbande. In diesem Sinne spricht er von Empörung und Geburt der Götter (Theogonie), die, weil die Götter eben nur die in der Natur sich kundgebenden physischen und sittlichen Gewalten sind, andauernd täglich Weltentstehung (Kosmogonie) sein musste. Die Vorgänge dieser Werdens der Götter- und Naturwelt schildert Hesiodos. Obwohl sein Gedicht nicht dichterischen Gehalt, nicht ohne Lücken und Zusätze auf unsere Zeit gekommen ist, ist es doch, wie die neuen Forscher richtig und treffend sagt, „für die mythologischen Weltanschauung der Hellenen von gleich hoher Bedeutung wie die beiden ersten Kapitel der Genesis, welche Moses überschriften Namen trugen, für die Vorstellungsentwickelung des Christenthums. Es leidet nun nicht blos die wichtigsten Bestandtheile der mythologischen Weltordnung, sondern es enthält die gleichsam in einen Brennpunkt, die an Fassung der Verbindungen und Uebergänge und an Gewissenhaftigkeit dem Vorzuge durch nichts übertroffen wird"[*].

[*] Gerhard, Mythologie von Dr. Karl Bruno. Hamburg und Gotha. 1840. Erst Band. S. 7. — Die Schwierigkeiten dieser genetischen Ansicht werden natürlich bei vielen Göttergestalten so deutlich gelegt.

ERSTE WAND.

DAS ALTE GÖTTERSYSTEM.

Der Künstler hat hier fünf Gruppen einander hervorgehoben. Sie wurden in der Nachbildung in eben so vielen Bögenen wiedergegeben.

ERSTES BLATT.

HESIODOS UND DIE MUSEN.

Auf der Höhe des Berges Helikon steht der Dichter Hesiodos (HESIODOS, aus Askra in Böotien, nach Andern aus Kyme in Aeolis, zwischen 900 und 800 v. Chr.). Er lauscht, wie den Tönen der Lyra sich begeistert, die Verzeugung der Götter. Sein Antlitz ist mit tiefem Ernste und erhabener Begeisterung des wunderbaren Vorgangs angeblickt, auf welche die neben ihm stehende Muse wunderschöner Wohlredenheit, Kalliope (KALLIOPEIA), die allen diesen Bedeutungen weit vorragt. (Theog. V. 79) mit erhobenem Finger hinweist. Kneidend dem Dichter neben sich in Phasen die übrigen acht Musen an, unsere Uranie (OURANIA), die Himmelskundige und Euterpe (EUTERPEIA), die Allen verschiedenste, frohgemeinsame Muse der Tonkunst, dann die Muse der Tragödie, Melpomene (MELAIOMENH) mit Polymnia (POLUHMNIA), der Muse der Chorgesänge und der hehren Lyrik, ferner Thalia (QALEIA), die Muse der heiteren Pandoren und Komödie, die gewollt sich gesungen und der heiteren Lyrik, ferner Thalia (QALEIA), die Muse der heiteren Pandoren und Komödie, die gewollt sich die tanzlustige Terpsichore (TERPSIXOPH) an dem schönsten sich die tanzgewandte Klio (KLEIO) (Epos und Geschichte) und die Muse der Lobeshirten Kreis (ERATO). Die alle, durch Haltung und Attribute leicht erkenntlich, wenden sich mit dem Ausdrucke des innersten Antheils dem edlen Sänger zu, der unter Anrufung der Beistander der heilig-ernsten Musen das heilige Geschlecht der unsterblichen Götter zu rühmen beginnt (Theog. V. 108). Selbst der hinter der Musengruppe ruhende Flussgott Permessos (HELIKWNIOI), dessen Gewässer den Helikon umfließen, scheint mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Ufer gelehnt, dem Gesange zu lauschen.

ZWEITES BLATT.

EROS UND DIE ELEMENTE.

Den Mittelpunkt der folgenden Gruppe bildet die reizende, von mächtigen Schwingen getragene Jünglingsgestalt des Eros (EROS), der

„geschwärmt vor den Kriegen allen mit Schönheit,
Stark schlimmt, den Menschen genommt und den ewigen Göttern
Bändiget auf im Busen den Geist und bedachtsamen Rathschluss."

(Theog. V. 120.)

Er, der Gott der bezwingenden, verknüpfenden Liebe, ordnet hier über der geöffneten und leidet ein wieder geordnetes Chaos (CAOS), den unendlichen, der Weltdinge aus sich organisirenden und wieder in sich verschlingenden Raum. Aus dieser Ur- und Urbeziehlichkeit alles Daseyns grüne die Stelle hervor, aus denen die Götter selbst, die Natur- und die Menschenwelt entstehen. Er und eben Eros selbst sich der Thierform aus den Gestalten als Symbol des ewigmännlichen Schöpfungsprinzipes. Er hebt den auf dem einen Arme noch ruhenden, während der andere und der linke abwärts-dringende Fuss die Kräfte von sich schieden, der rechte Fuss dagegen die Gewässer berührt und auch der Fuss hindeutet. Noch gehören alle Elemente. Ueber dem Flüssigen erhaben sich Pflanzen empor und Thiere bauen über die schaffenden Spitzen der Erde hin. Zur Rechten erblicken sich zwei, auch ohne sterbende leibliche Genius, Aether (AIQHR) und Hemera (HMERA). (Urlicht und Tagesbelle). Unterhalb dieser emporsich, nur mit dem Oberkörper sichtbar, es dunkles Erdendunst die dunkeln Blicke

abwärts gekehrt, die Ekstasen, dem jene beiden die Bereyn denken. Erebos (*EREBOS*), (die Unterwelt) und Nyx (*NYX*) (die Nacht). Zu diesen ist der äussere grässerliche Tartarus (*TARTAROS*) gesellt, der dem erhöhten Raume entgegengesetzt gedacht. Indessen Ungrund. Hieher dann zeugen die Gea (*GAEA*, Urgebärge) und die denselben entsprossende Pflanzenwelt, der mächtige Nil-sohn (*NILEAS*) zeugen, die der Künstler, dem Entwicklungsgange verzeichnet (nach Hesiod entstehen die Seine später; Theog. V. 187) schon hier im Leben treten lässt.

DRITTES BLATT.

GÄA UND URANOS.

Die nächste Gruppe stellt das gewaltige Herrscherpaar, Gäa (*GAIA*) und Uranos (*OYPANOS*) dar, aus denen die zum Olympismus neuen Ursprung nimmt. Gäa, nach den Chaos das älteste Urwesen, die sich erhebende Erdmutter, die jugendlich Steyn aus Liebe zu fordern strebt, hat aus sich selbst den ihr ebenbürtigen Uranos (den — männlichen Prinzip gedachten Himmelsraum) hervorgebracht. Aus dieser Verbindung mit ihm entsteht eine Reihe von Urwesen, — die Titanen (*TITANES*), durch welche die Grundkräfte des Weltalls symbolisirt werden. Doch vor mächtigsten und in Kampf entwickelt sich diesen Leben zu immer grösserer Freiheit und mannigfaltiger Gliederung. Uranos verstösst einen Theil seiner Kinder, deren ungestümen Kraft er noch nicht zu zügeln und in das Weltordnung einzufügen weiss, in die Abgründe des Tartarus. Gäa, die leidenschaftlichste, nährt darüber und reizt ihren jüngsten, ränkevollsten, Sohne Kronos mit niedergeschlagener Hand ungeheure die Sippe, mit welcher er spätterhin den Vater entmannt. Er nimmt sie in Empfang und drückt aus der Tiefe hervor mit gebogener Faust den Krummsäge. Die Ringer andrer Titanen, mit den Ausdrucke des Grolls und Rachefalls, werden hinter Kronos sichtbar. Gäa's mit Schuppen bedeckte Füsse machen sich hier in die schlangenden Wogen des gleichfalls von ihr gebornen Okeanos (*OKEANOS*) (das mit Geschöpfen belebten, die Erde umströmenden Wassers), und dessen dadurch die Verbindung so, in der sie selbst so dass von ihr angeschlossenen Urgewässer sich.

VIERTES BLATT.

ENTTHRONUNG DES URANOS.

Zur nächsten Serie von Gäa und Uranos ewige sich n— noch mächtigere Söhne ähnender Titanen, die gebornen Arme hoch emporwerkend. Es sind die vielköpfigen und vielarmigen Riesen Kottos (*KOTTOS*), Briareus (*BRIAREUS*) und Gyas (*GYAS*) (Kopf, Körperstamm und Gliederbau), welche die Lebensmannigfalt ihre animalischen Organismen in den Grundlagen darstellen verschiedenen. Sie wölben mit starken Armen heranbauen die auch noch finde der in ihnen angedeuteten Entwicklung der organischen Natur. Hervor dass, die Rachegefühl beleuchtenden Anblicke der Verstossung des Uranos durch Kronos und die drei riesenhaften, ernstgegen Kyklopen (*KYKLOPES*), Brontes (Donnergrollt), Steropes (Blitzbrechen) und Argos (das schöpferische Element des Urfeuers) angeschlossen, das Bewusstsein der zu Weltall übergen elektrischen Kräfte. Sie verhaltnen Hunger und auf den Rachen gebundenen Handen schwebt Uranos (*OYPANOS*) dahin, von seinem geflügelten Sohne Kronos (*KRONOS*) verfolgt, der noch der Sippe hält, durch welche er unseren Zeugungen den Vatern zu Tod setzte. Neben Kronos steht die Titanin Rhea (*PELI*), seine Schwester und Gemahlin, die grosse Handlung soll und ernst betrachtend. Sie ist der gestaltgerne Begriff der Erdmutter Gäa, und fordert, gleichwie jene die erste Lebenserregung vermittelt, spätterhin die zweite, die diese von Kronos gebornet und emporgehoben wird.

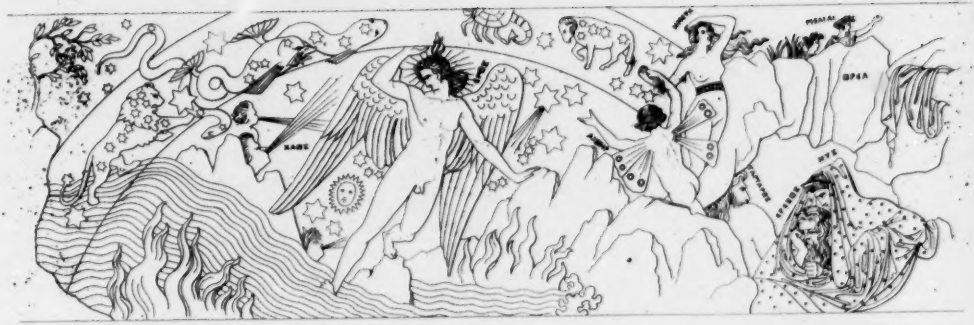
Die Trennung der Erde von dem Sternenhimmel, so entbrechung ein so weiteren Lebensentwicklungen aber ancher, standen gleichwohl der bellenischen Vorstellung als eine grundlosse Lösenung, als ein Urvorgehen, das tiefbrede Brude forderte. Sie verwachsen denn aus den durch die Verstossung des Uranos weiteln grundlosselosen Mutterspalte, die schlangenhaltigen Riesenleiber der Bauchdeck, die Erinyen (*ERINYES*) hervor, die hinter Rhea dem Grunde der Kluft sich entwinden, um der sie nach Jahresfrist gebaren werden.

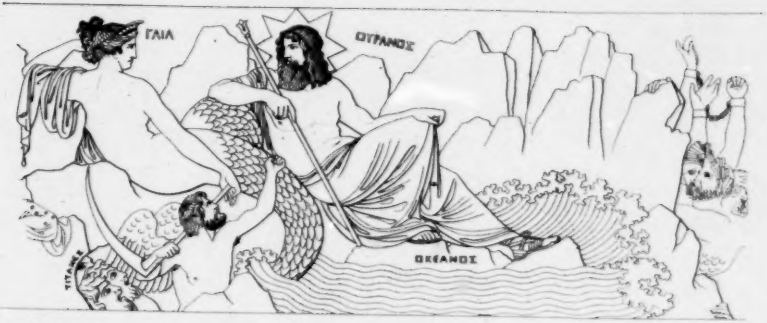
FÜNFTES BLATT.

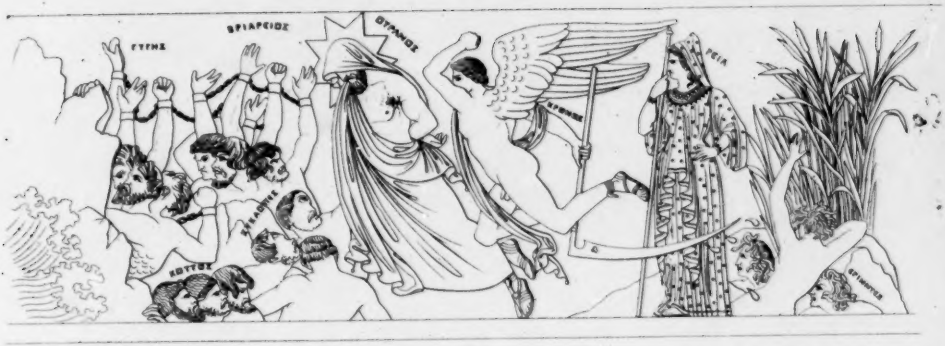
GEBURT DER APHRODITE.

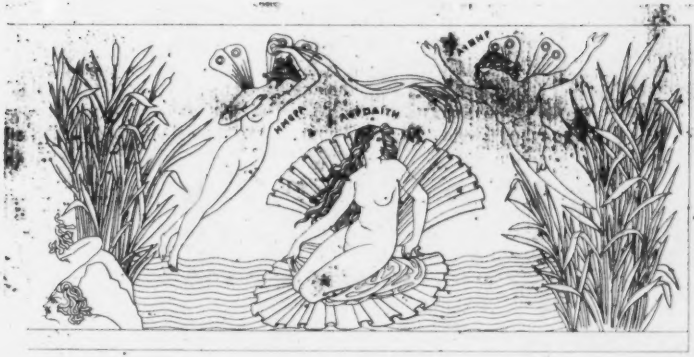
Die grosse Bruch der Gäa und den Uranos ist vollendet. Aber mit der hoinen gewaltigen Einwirkung der fortan neuen Weltwesen gesetzten Zeugungskraft das Sternenhimmels findet zugleich der Uebergang aus der unorganischen Natur zu dem wirklichen Eintritte der organischen statt. Aphrodite (*APHRODITE*), die energischere Gattin, ist das Symbol den durch Liebesgemeinschaft sich vervielfältigenden animalischen Lebens und der Fülle und Mannigfaltigkeit der organisch gebildeten Wesen. In ihr tritt sich der Himmel, den die urweiblichste Spaltung der Erde und den Himmels in der Natur gebrocht, zu schöne, verwirklichen klingen auf. Eine hatte es wohl vermocht, die Elemente zu machen und die ersten Lebenserzeugungen zu fördern, die in den unorganischen Bildungen sich offenbaren. Aber Aphrodite hat nun erst die schlummernden Kräfte des Bereyn, entwickelt sie ihrer mütterlichen und verwandelnden Herrlichkeit und führt sie der individuellen Entwicklung entgegen. Ohne Zweifel weilte der Künstler diesen Gedanken andeuten, indem er, von der Geburtsstätte Urkunde abwendend, der nur einen Sternenschlaf sich erfindenden Göttin nicht Erde und Himmel (Gäa und Ouranos) beigestellt hat, sondern die Genien der Liebens, Amber (*AMOR*) und Himeros (*HIMEROS*) ein musikreichen lässt. Freudig und emporend begrüssen sie die Erzgeria neue, höheren Lebensbilder bei ihren Eintritte in die Welt. Die Bilder der ersten Welt sind mit diesen einzeln gebildeten Gruppe so innen eben so weltbildenden und ausmalgen, als bekannenen Abschlusse gebracht.

TRAINEEGE


B74A
B75


ΓΑΙΑ
ΟΥΡΑΝΟΣ
ΩΚΕΑΝΟΣ


ΓΥΓΗΣ
ΒΡΙΑΡΕΩΣ
ΒΡΙΑΡΕΩΣ
ΚΟΤΤΟΣ
ΚΟΤΤΟΣ
ΓΥΓΗΣ
ΓΕΑ
ΒΡΙΑΡΕΩΣ



Bayerische Staatsbibliothek München

ZWEITE WAND.

DAS REICH DES KRONOS.

ERSTES BLATT.

KRONOS UND RHEA.

Aus der Verbindung des Kronos und der Rhea gehen zwar, bisher Wesen hervor, welche bestimmt sind, die Schöpfung aus der Nothwendigkeit in die Freiheit und in die Unterordnung unter das Bestehgewollte hindurchzuführen, als Hestia (die Idee der Gemeinschaft des Familien-, Staats- und Glaubens-Lebens), Demeter (die hingebende, aufopfernde Mutterliebe) und Hera (die Frauenwürde der rechtmässigen Gattin). Den Gegensatz des werdenden Lichtreichs bildet Hades (die alles verschlingende, dem Daseyn feindliche Nachtseite der Natur), Poseidon steht die kraftvolle Beherrschung und Naturbeherrschung des Meeres und seiner Bewohner dar; Zeus endlich ist berufen, dereinst alle bis jetzt widerstrebenden Elemente zu unterwerfen und der Natur, wie der sittlichen Welt zur Einheit zusammenzuführen. Aber Kronos, das in sich selbst erfolglos kreisende Zeit, widersteht sich der strömenden, geregelten Lebensentfaltung, welche mit Rhea's Geburten beginnt. Er verschlingt seine Kinder und würde sie für immer in sich verbergen halten, wenn nicht sein Gila's und Uranos' Rath Rhea (PSILA) dem letzten Sprossen, Zeus, erhielt sie ihn geboren, den Blicken des Vaters entrückte und diesen Gewalt durch eine List zu täuschen wusste. Dieser Moment ist es, dem wir auf dem ersten Blatte der Grundlage der zweiten Wand zuerst begegnen. Kronos (KRONOS) in ruhender Stellung, die Hippe mit der Rechten umfassend, hat seine Kinder mit Ausnahme des Zeus bereits verschlungen, wie die auf seinem Gürtel angebrachten Namen derselben (KEZTIA, HPA) andeuten. Mit der Linken greift er nach dem in Windeln gehüllten Steine, den Rhea statt des neugeborenen Zeus dar darreicht. Shevoldüber und der Name Uranos (OYPANOS) im Hintergrunde, und das rothe aufsteigende Abendlicht des Gila (T.A.I.). das nach der Berührung des den durch der Vermählung hervorgehenden Gebildes zugewendet ist, bezeichnen den nahen Anlheil, den diese beiden Urgötter an der folgenreichen Uebertretung des Kronos genommen haben. Zwischen Rhea und Gila wird eine Schaar von Ohnmächten (URANIDES), Individualisirungen der vom Festlande den Meeren zustrebenden Gewässer) und ein auf der Muschel blasender Triton (TPITON, ein dem Poseidon dereselbe Stoguzi) sichtbar, welche die aus folgende Ebene und wundersame Reihe der Meeresgötter feindig zu begrüssen scheinen.

ZWEITES BLATT.

OKEANOS UND TETHYS.

Hier fällt zunächst, wenn auch mit Recht in die Ferne gerückt, da von uns für die Zukunft bedeutsam wird, eine Gruppe ins Auge, welche die Uebersicht trägt. Zeus in Kreta (ZEYZ EN) KPHTHI). Der Fehel von der Ernährung des Zeus auf der Insel Kreta, dem stolzen Sitze phönizischer und ägyptischer Kolonieen, weist auf die Verschmelzung orientalischer Kultur mit dem griechischen Götterglauben hin. Zeus' Amme, die Thallo (die Thallendende und Thallendernde), pflegen den Götterknaben; eine dritte, Amalthea (die Nährende), ist um die die gleichsamige Ziege beschäftigt, den jungen Zeus Nahrung gab. Korybantes (priesterliche Jünglinge, den Dienste des schenken Zeus gewidmet, und gleichfalls auf orientalischen metgeschmückten Kultus deutend) stürzt an den Felsenufer und schlagen mit den Schwertern an die Schilde, damit Kronos das Weinen des Kindes nicht vernehme. Unterhalb dieser kleinen Gruppe macht aus den strömenden Gewässer des fruchtbare, ringlose Meergreis Nereus (NHPEYZ), das Uranos' auf, dem seine aus Doris (Gebenfalls) entsprossen Töchter, die Nereiden (NHPEIAIZ), Personifikationen der Erscheinungen, Eigenschaften und Naturreize des Handel- und Schiffahrt

Bayerische Staatsbibliothek München

fördernden Meeres) froh entgegeneilen. Im hochbewegten strömt der Götterpaar Okeanos (OKEANOZ, die immer wogende, allbelebende, die Erde umgürtende Meeresströmung) und, auf einer Muschel sitzend und von Delphinen umspielt, Tethys (TH@YZ), die Mutter der Okeaniden und der rechte von die auf Uranos aufbrechenden Strömgötter (HOTAMOI). Unter ihnen sieht man zwei gigantische Häupter nebeneinander emporsteigen, Thaumas (@AYMAZ, die Wundervolle des Meeres) und seine Gattin, die Okeanide Elektra (HAEKTPA, der selbstständige Glanz des Wasserspiegels), deren Töchter Iris (IPIZ, Regenbogen) und die raschgeflügelten Harpyien (APIYIAI, die hinwegbrausende, den Schnellen vorherbrüllen Windesbraut) sich vor den Augen der Eltern in die Luft erheben. Ihre Strömgötter reiht sich zunächst ihrem Paar an. Kinder des Pontos, der am Rücken auf Schuppen bedeckte Phorkys (OOPKYZ, der Wassergraue, die bleiche Farbe der Seegeschöpfe bezeichnend) und die mit einem Schildkrotte und mit Korallen geschmückte Keto (KHTO, Ungeheu), die lebhaft aller Farbenaren Wesen, von Wasserwirbeln oder. Sie drehen mit den erhobenen linken Arme auf die mittlerigende Gruppe hin, die vom grossen T[illegible] an die und Phorkys abstammt. Ober ihnen erregen Zephyros (ZEAYPOI, Westwind) und Boreas (BOPEAZ, Nordwind) die Luft auch verschiedenen Richtungen hin mit ihren Hauche.

DRITTES BLATT.

ECHIDNA UND TYPHAON. DAS PHORKYDENGESCHLECHT. TITANEN.

Auch hier begegnen wir unten an Grenzwer einer Anzahl von Flussgöttern. Sohnen des Okeanos und der Tethys (IHOTAMOI EK TEBTOZ). Sie grossen ihre Urnen am Fusse eines Felsen aus, auf dem Echidna (EXIANA) und Typhaon (TYPAAON) sitzen, jene ein von oben mit Lorbeer geschmücktes Frauenhaupt, doch unten in einen geschuppten Schlangenleib auslaufend, das treffende Symbol dass an Grenze oft gerade in gewitterschwere Gefilden am nächtlichen Ausfluss, Pontbesitzer, Typhaon dagegen, der mit rückwärts gewichtenen Haare und dem Ausdrucke grimmen Hasses aus seinem Mundt sprührliche Dinge blitzt, das Personifikation vulkanischer Erderschütterungen und zerstörender Winde. Um Beide ringelt sich der aus ihren Hunde entsprossene Wurm, die an schuppentragender Art den Ihnen gleichen. Er erhebt sich links von Hause aus dem Hauptgewässer als vielköpfige hundische Wasserschlange (@ EXPTAIA) — das Sumbild plötzlicher Sturzflut die an der Wasserhose den orgelischen Meerbusen gelagerten Sees Lerna — rechts von diesen bietet einer Felsenklippe die Chimära (XIMAIPA), halb Löwe, halb bergbewohnende Ziege (vulkanische Bergspitzen bezeichnend), und der drittköpfige Höllenhund Kerberos (KEPBEPOZ), den verschiedenen Erdstufen, welche dem Menschen zum gestalten, der finstern Tiefe zu sehen, aber die nie wieder zurückkehren; im Hintergrunde blickt sich in schrägen Windungen der die bewohnte Erde umgebende Weltstrahe, die goldnen Aepfel, bewachende Hesperidendrache (@H TON EXPEPIAON) auf, gleichfalls ein Symbol verderblicher Erdklüfte; hinter ihm der nemeische Löwe (AEON EK NEMEAZ), die Gluthhitze beim Kontrite der Sonne in das Zeichen des Löwen) und der zweiköpfige Hirtenhund Orthros (OPOPOZ), den Fortschritt an westlerischen Kusten), an welchem der Künstler auch den Herrn des Hundes, den dreiköpfigen Rinsen Geryon (GEPYON), den Bruder der erbitterten Rinderfeinden, gestellt. An diesen Ungeheuer reihen sich drei weibliche Gestalten mit verbullten Hinterleuten an; nur die mittlere ist mit einem Auge versehen. Es sind die Grien (AI TPAIAI), Töchter des Phorkys und der Keto, welche wegen ihrer, doch nur mit einem alten Drittes gemeinsamen Auge und Zahne; sehen von Geburt sind sie greisshaarig, eine Personifikation der bleichen, schlaffen Farbe der Seegeschöpfe. Ihnen folgt, sich anschliessend, die Bruderin der Gorgonen (EYPYNOMH), die gleichfalls dem Phorkysgeschlechte angehören. Medusa (MEAOYZA, die Herrschende), Stheino (ZBEINO, die Grausige) und Euryale (EYPYAAH, die Weitgreifende), Sinnbilder des rechten und ungeregneten, aber auch in seinem Schosse tödlichen Verderben bergenden Naturelementes. An diese Reihe von Symbolisirungen schädlicher Naturkräfte, denen der Mensch nur im Kampfe des Prachtigen abgewinnt, schliesst sich eine neue Folge von Gestalten an, durch welche der Mythus die Grundbegriffe des Natur- und des geistigen Lebens in ihrer neuen, gleichsam noch unbestimmten Idee bezeichnete. Es ist der Reihe der Titanen, die bereits mit Okeanos und Tethys und dem Herrscherpaar Kronos und Rhea sich eröffnet hat, und nun weiter fortgeführt wird. Wir erblicken zuerst Theia (@EIA, die Gottgleiche), gebildet an der

Schalter ihres Gatten Hyperion (*THEPEION*, Herbeiwandler), die Personge das von ebenher die Welt erhellenden Lichter. Zu ihnen Frauen hin reh in sonnender Stellung Kreis (*KRIOS*, der Selbstende, Bekrönende) gelagert, welcher die organische Gliederung der Gestirnsmasse andeutet.

VIERTES BLATT.

TITANEN.

In Japetos (*IAPETOS*, der Vorbestimmte, Bekränzbrohe), dem wir schon seiner Gemahlin, der Okeanide Klymene (*KLYMENH*, die Weltenumspalte) wonderat begegnet, wird die ihre eigenen Schöpfungen wieder verwüstende Richtung der Natur hervorgehoben. Neun Söhne stehen in besonderer Beziehung zu dem Menschengeschlechte, namentlich Prometheus, der Bildner und Bezähmer desselben. Sie erkennen sich in noch jugendlicher Gestalt an der Kunst ihrer Mutter Klymene, die auf der Hand einen Vogel hält. Der Kreis ist Atlas (*ATLAS*, Dulder), der Symbol riesiger Seelgkeiten und unermüdiger Ausdauer, er hebt die Rechte gegen den Himmel empor, dem seine Schwestern einst so tragen bestimmt sind; neben ihm erblickt man seine Brüder Menoitios (*MENOITIOS*, der Ungestüme, Trotzige), der sich später gegen die sittliche Weltordnung den Zeus erhebt und Prometheus (*IPOMHQEUS*, der Vorausdenkende, Klage), den Vertreter des durch List oder Gewalt die Natur sich dienstbar machenden Menschengeschlechts. Das folgende Titanenpaar ist Koios (*KOIOS*, Zahl) und Phoibe (*FOIBH*, Leuchtende), deren Verbindung den in geregelten Zahlverhältnissen wirkenden Astralgeist bezeichnet. Auf einem mächtigen Hügel des Hintergrundes steht man den neuen Centauren Cheiron (*XEIPWN*), Nahe der Kronos und Lobeer voller Bedeutung, in welchem die in der Verbindung der Menschen- und Rossnatur angedeutete, oft in rohen Ausbrüchen sich kundgebende sinnliche Naturkraft einen durch Kulturbeherrschung sittlich veredelten Ausdruck erhalten hat. Er spielt die Lyra und singt, in seiner Nähe bekräftigt Gattenpaar Koeleus das unterstützen zu. Das vorderste der Paare ist Zetos (*ZHLOS*, Eifer) und Nike (*NIKH*, Siegesfreude), zwei der sittlichen Welt angehörige Begriffe. Neben ihnen stehen ihre Eltern, Pallas (*PALLAS*, Schwinger; das schwebende Kreuzen der Gestirne bezeichnend) und Styx (*STYX*, Hass, Abscheu), die das zu hastere der Erde in energetischer Tiefen einkunde und daraus sie wiederkehrende Gefährnisse verständlich. Auf ebendiesen Gebiete entspricht es dem Wesen des Zetos, Pallas dem der Nike. Hinter Nike und Zetos stehen als Gatten Asterie (*ASTERIH*, Sternvolle) und Perses (*PERSHS*, Verderber), das Bild des Untergehens der Gestirne und ihrer Centrifugalkraft. Von Pallas und Styx abgeleitet zeigt sich Asteroia (*ASTEROEIA*, der Sternenraum), welcher der Eos (*HWS*, Morgenröthe), die auf einem Viergespann noch in der Luft erhebt, die Hand reicht. Unter der Gruppe tritt hinter dem Gebirge Helios (*HLIOS*, der Sonnengott) mit strahlenumkränztem Haupte hervor. Vor ihm eilt der flechtenbegrenzende schwebt mit einer Fackel Phosphoros (*FWSFOROS*, der Morgenstern), der Wendgelin Selene (die Kühne), die Schwester des Helios, ist durch die prachtvollen Steinen sich abwärts neigende Sichel angedeutet.

Auch diese Wand wird, wie die erste durch Aphrodite, durch eine weibliche Gruppe und zwar, im Gegensatze zu den vorangegangenen Ungeheuern, in einem überwältigend reizenden Bildnisse gefüllt. Die hier dargestellten fünf Frauengestalten sind in der Weise, wie sie Schwestern aufgefasst, umreinig in den einfachen und glücklichsten Eingebungen seines Genius in sublim.

Voran steht Themis (*QEMIS*, Satzung), die Regelmeisterin des in der Natur waltenden allgemeinen Gesetzes. Sie trägt auf der Stirne ein Diadem, das ihre Herrscherwürde verkündet, und blickt ernst sinnend vor sich sonder. Hinter ihr wird Asteria (*ASTERIH*, das Sternenliche), die neben als Gemahlin des Pallas aufgefasst wurde, mit stark ohne gewaltsame Anstrenge sichtbar. Dann folgt die Tochter des Koios und der Phoibe und Schwester der Asteria, Leto (*LHTW*, der Verborgene), welche das beschauende Zurückziehen des Lichtes in sich selbst und in die Dunkelheit, gleichsam seine Selbstconcentrierung, bezeichnet, wodurch es oftmal erst lebhaft wird, die lorrichtenden, auf das sittliche Gebiet übertragenen Erscheinungen, wie es in Apollo und Artemis, den Kindern der Leto, sich offenbaren, nur sich hervorzubringen. Mit hellsuchtlosem Auge blickt sie auf die von ihr mit den Armen umschlungenen Mutterspan (*MNHMOSUNH*, das produktive Gedächtniss) hin, die das Vergangene lebendig in den Gegenwart einfließt und in ihm selbst wieder das Künftige erschaut, weshalb sie später im Kreise des Zeus Mutter der Musen wird, und, wie Themis und Leto, zu der Naturwelt in das Gebiet der sittlichen Freiheit übergeht. In geringer Entfernung von ihnen, doch abgesondert und etwas mehr Hoheit (*MEATH*, die fördernde und segnende Wirksame), eine der wunderbarsten und hoffnungsvoll mythischen Gestalten, deren dunkles Wesen der Künstler auch vorläufig zur Anschauung gebracht hat. Sie bezeichnet alle jene Erscheinungen im Natur- und im Menschenleben, die wir zufällige nennen, weil wir sie weder voraussehen, noch der Gesetz und ihre Bestimmung zu ergründen vermögen. Aus geheimnisvoller Ferne und mit unerkennbar unbeschränkter Willkür werden die mächtige Gaste, bringt Verderben oder Glück und herrscht gleichsamig zu Himmel, wie zu Meere, auf der Erde und in der Unterwelt mit unbeschränkter Gewalt. Hier erblicken wir sie in erster, unbedürftiger Stellung; der rechte Arm streckt mit der Hand ihre Kies und ruht zugleich auf dem linken. Sie blickt mit traumvollem, fast schwermüthigen Ausdrucke vor sich hin, als ob sie sie in ferner die Geschicke der weltbewohnten Welt ersinnen und bereite in Gestalt jenes Blumenkranz sammeln, der bald zu manchen beglückten Gefühle den Trinnenmitter, der jetzt vor ihr in Glanze seiner Bunnen emporsteigt ist, Verderben und Untergang bereiten soll.

ΖΕΥΣ
ΝΙΚΗΣΑΣ

ΘΕΥΣ ΕΝΙ ΑΡΕΥΑ
ΘΕΛΑΜΟΣ ΤΨΘΥΣ
ΝΕΦΥΤΣ
ΝΕΦΕΙΛΗΣΘ
ΚΟΡΕΥΣ
ΝΕΦΑΣΙΟΥ
ΤΥΠΗΘΣ

ΤΥΦΩΝ
ΧΙΜΑΙΡΑ
ΕΧΙΔΝΑ
ΠΟΤΑΜΟΣ ΕΞ ΥΠΟΓΕΙΟΥ

ΑΙΑΣΤΩΡ
ΚΑΤΗΝΕΜΗ
ΑΙΔΗΣ
ΚΗΙΚΟ
ΚΗΙΚΟ
ΚΗΙΚΟ

Bayerische Staatsbibliothek München

DRITTE WAND.

KAMPF DES ZEUS UM DIE HERRSCHAFT.

ERSTES BLATT.

TITANEN UND HEKATONCHEIREN.

Die Gestaltung der Welt nach ihrer jetzigen Beschaffenheit wird von den hesiodischen Mythen unter dem gesammten Bilde eines ungeheuren Kampfes dargestellt, durch welchen die wilden noch rohen und blind wütenden Naturkräfte früherer Gestalten unterworfen und einer geregelten Ordnung des Daseins dienender gemacht wurden. Die Herrschaft des Kronos kann keine bleibende sein. Er ist zuerst der den ungeheuren Titanen (die auch Genes Th. V. 999 ihren Namen davon erhalten, dass sie in Freiheit ihre Hand gegen ihren Vater Uranos emporstreckt), der Repräsentant der in sich selbst starken brütenden, zeugung und ungeteilt gebärenden, zwar noch Freiheit und Selbstständigkeit begünstigen, aber ihrer noch unfähigen Naturkräften. Das befreite und der Freiheit unterwirft bewahrende und gemässigende Feyn bedarf eines neuen und eigenen Vertreters. Dieses erhält er in Zeus, in welchem die Idee des Zeus, Uranos und Kronos gemeinsam wiederkehren und in dem Sohnende ihrer Vollendung gelangt.

Kronos gibt, auf Gaias Rath, wie einst durch Mars, so nun durch Merkur, die Klugheitsrede, mit der Zeus sich zuerst vermählte, abermals Gelegenheit, die verschlungenen Kinder (Poseidon, Hades, Demeter, Hestia und Hera) wieder von sich, und diese erregen hierauf mit Aufbietung der immersten Anstrengung den ihnen gebührenden Besitz der Welt.

Zeus, in Verbindung mit seinen Geschwistern, beginnt den Kampf gegen Kronos und die Titanen. Schon hatte er (nach der Sage in Thessalien, wo die Titanen vom Berge Othrys, Zeus und die Seinen vom Olymp herab kämpften) zehn Jahre lang gekämpft, und war noch immer zurückgeblieben geblieben. Da erhielt Zeus von Gäa den Rath, die unterm von Uranos, dann von Kronos in Tartaros gefangen gehaltenen Kyklopen und Hekatoncheiren, gleich den Titanen Söhne der Gäa und der Uranos, zu befreien. Nur mit ihrer Hilfe kann er siegen. Auch dieser Zug des Mythos ist ein Zeugniss tiefen Kindblicks der Alten in die Natur. Die elektrische, mit dem Licht und der Wärme, den Chemismus und Magnetismus in steigender Verwandtschaft mehrende Kraft, deren Bild die Kyklopen sind, muss gerade bei der innern Entwicklungsstufe des Kronos als vorzüglich wirksam gedacht werden. Pligt man für sich die in den drei hundertarmigen Söhnen Kottos, Gyas und Briareos personificirte vorvielfältige Gewalt der materiellen Lust Organismen bei, so begreift man, warum gerade ihr Bestand es war, den Zeus bedurfte, um seiner Herrschaft über die Titanen, die Väter der vorgeschaffenen Welt, zu begründen.

Der Kampf fällt nun auf den ersten Blick auffallend in die Mitte des Kampfgetümmels ein, das er mit unvergleichlicher Lebendigkeit darstellt. Im Vordergrunde zur Linken steht ein Titan, der mit beiden Armen einen Baumstamm aus der Erde reisst, um sich seiner als Waffe zu bedienen. Neben ihm werden andere Titanen (*TITANES*), mit Speeren und runden Schilden bewaffnet, gegen die Hekatoncheiren Kottos (*KOTTOS*) und Gyas (*GYAS*) an die Gaia aus Kaukas, theils mit Felsmassen ihre Gegner niederschmettern. Einer der letztern ist in Momente des Zusammenstürzens dargestellt, andere liegen schon besiegt am Boden.

ZWEITES BLATT.

BRIAREOS.

In der folgenden Gruppe ist es der riesenhafte Sohn Briareos (*BRIAREUS*) allein, der die ihn umringenden Titanen bekämpft. Sie vereinigen sich gegen den Gewaltigen aufzukommen, der die Gliedermänner von Hundreten in sich vereinigt. Ein gleichfalles Gedicht Schwarzerden's, und von wunderlichen Verhalt für eine mannigfaltige Gruppirung war es, dass er den zwei später ausgebildeten Mythen den Kampfes der um den Sitz der Uranos entbrannten Giganten gegen Zeus (von den die bevorzugende Urkunde schweigt) bereits in die Titanenschlacht verflechten hat. Die Gigantes, aus dem Blute der Uranos entsprossen, waren ein Bild der gegen jede Kultur sich feindlich auflehnenden, das Lichtreich immerder lichtgeschaffen drohenden Erdmächte. Ihr Wesen wurde schon von den Alten häufig mit dem der Titanen verwechselt, und es scheint es noch die künstlerischere Darstellung wohl erlaubt sein, die Gigantes hier in seinem Untersuchung als Gehilfen der Titanen eintreten zu lassen. In ebenmässiger Weise suchen sie sich auf ihren grossen Schlangenleibern gegen die ungeraden Hekatoncheiren zu erheben.

DRITTES BLATT.

DER DONNERER ZEUS.

Das grösste Blatt dieser Wand enthält die herrliche, königliche Gestalt des Zeus sie, der als Donnerer (*ZEVS BRONTAIOS*) seinen Verkämpfen, den Hundertarmigen, auf seinem von vier muthig schnaubenden Rossen gezogenen Streitwagen zur Schlacht folgt. Wahrend seine Linke, über die in reichen Faltenwurfe ein Theil seiner Gewander herabfällt, kraftvoll die Zügel hält, ist die Rechte in Begriffe den Donnerkeil abzuschleudern, mit dem sie, durch seine Macht bedroht, die blitzeschmiedenden Kyklopen bewehrt haben. Seine Brust ist durch einen Panzer geschützt, von Haupt von Gestalten umgeben in seinen Augen mit sich unverkennbarer Kenntlichkeit, die mit der hervorragenden Rolle das grosse Ziel des Siegen im Auge behält. Unter den Rädern des Wagens wirbelt dunklen Gewölke auf. Kronos (*KRONOS*), am Pfeilpfeune kenntlich, liegt überwunden an der Erde, und recht sich mit der erhobenen Rechten gegen den Siegreichen der über ihn hervorgekommen Sieger zu erheben; seine Linke hält sich krampfhaft aufgestemmt an der Erde fest.

VIERTES BLATT.

DIE GESCHWISTER DES ZEUS.

Direkt hinter Zeus folgen auf zwei Viergespanne, neben einander seine Brüder Poseidon und Hades. Der Meerbeherrscher Poseidon (*HOZEIDAON*), mit Schild und Dreizack bewaffnet, treibt sein geschwungenes Gespann die Rosse zur Eile an und hält sich auf dem Wagen seine Heerin von Speeren zum Kampfe bereit. Seine Herren umflicht ein Schlafmann; wilde Strudlust glüht in seinem Auge. Ein bewegter Gigant liegt mit schuppigen Schlangenleib vor den zu Boden. An Poseidon's Seite zeigt sich der König der Unterwelt Hades (*AIDHS*, der Unsichtbare) in finsterer Majestät. Er lenkt die Zügel und hat auf seinem Haupte den Freihelme, der ihn zum unsichtbaren Kopfschreiber dient, so weise auf seiner Verbindung mit Demeter und ihrer Tochter Persephone, seiner Gemahlin, hin, der den Getreidesegen zur dem dunklen Erdschosse hervorbringen. Drei Erinnyenen folgen, gleichfalls auf Streitwagen, die mit den am Kampfe theilnehmenden den Schwestern, und zwar Megaira (*AHMAITHP*), welche das Gerechtigkeit hält, deren sonst friedliche Bestimmung sich jetzt zu einer kriegerischen umgewandelt zu haben scheint; die Wagen ist mit einem Drachen bespannt, dessen Schwanz in langer Windung sichtbar wird; dann die wiederholte Hestia (*EXTIA*) und Hera (*HPA*), als Gemahlin des Götterkönigs auf einer Bergier gestützt. In den Waren der Göttinnen zeigt sich die aufgeregte Stimmung und die leidende Spannung, mit der sie an dem Erfolge des Kampfes theilnehmen.

FÜNFTES BLATT.

GÄA. ZEUS ALS SIEGER.

Die furchtbaren Wirkungen des Streites, in diesem Bild der Mythe die gewaltsamen, Alles erschütternden und verheerenden Umwälzungen heißt, durch welche das Weltgebäude in seinen jüngsten, dauernden Gestalt gelangt ist, führt uns auf diesem Blatte vor mit dem Dichter in gemalter Anschauung wunderbarste Künstler in einem so abenteuerlich einfachen, als merkwürdigsten Symbolen vor. Aus dem von furchtbaren Gestalten der Götterwelt umrankt bewegten, den Wogenschaum hoch aufsprudelnden Meere erhebt Gäa sorgsam ihr fruchtbares Haupthaupt zu ihrem Gatten Uranos, dem Sternenhimmel, empor, als wolle sie ihn, was sie erhielten, klagen. Denn

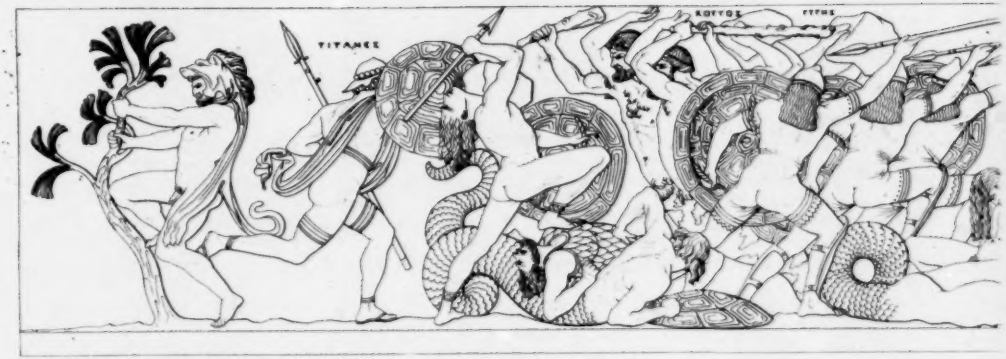
„Just rauschte die Flut des unendlichen Meeres,
Lose noch krachte der Blitz, und er drängte der wolkende Himmel,
Nächtig bewegt, ja von neuem erhoben die Söhn des Olympos
Durch der Unsterblichen Hörweg."

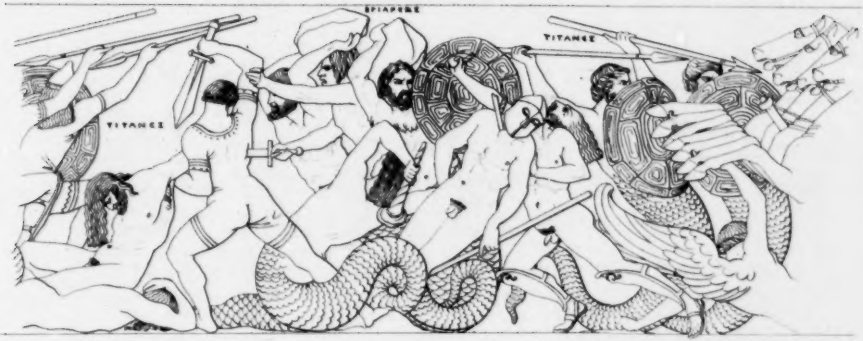
(Th. V. 971—75.)

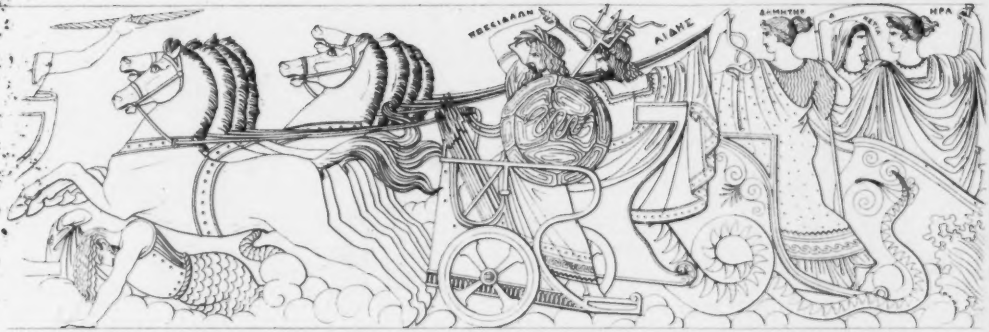
Durch endlich schwingt der Gottmund, der Sieg zu verschaffen. Die Titanen sind in den Tartaros gebannt; sie sind
„in unlösenden Schlunde der Dunkelt
Eingebannt, nach dem Rathe des schwarzumwölkten Kronion,
Tief in der dumpfigen Kluft, an Hand der unendlichen Erde."

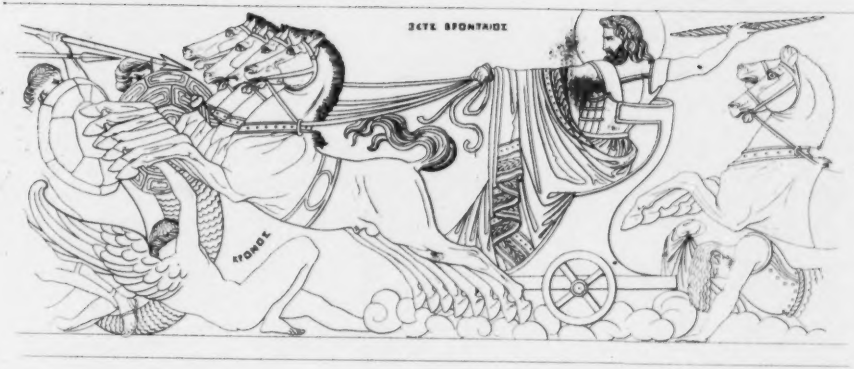
(Th. V. 728.)

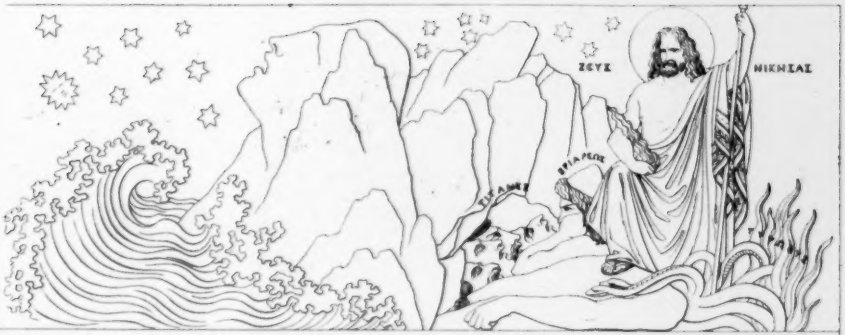
Überblick suchen die Wasser der Erde und des Meeres, der und der Erde, der Meeres und Himmels Region und Kinde (Th. V. 708. 731.) Die Urkraft des Alls und a die Verborgenheit zurückgewiesen, an dort, dem Eigentlichen bewacht und gründlich von einem hehren Gotte, den Zwecken einer sittlichen Ordnung freies unterthan zu dienen. Aus tiefen Gründen schwingt die Ewigen Hungrer gefangener Titanen (TITANEN) hervor, die der starken und ironie Brüstern (BIAIAPEIZE) auch dem Willen des Zeus hervorte. Einen selbst erscheint auch zumal, aber in freudig steiner Haltung vom Kampfe als Sieger: zumal (ZEUS NIKHLAE). Der bedeute Blitz, die schwärzliche Wolke, die er vor Kronos so erfolgreich gehandhabt, ruht in seiner Hand; der Herrscherstab deutet auf die ewige Würde des Götterkönigs. Unter seinen Füssen liegt Typhoeus (TYPOEIET2), der Vater der oft mit den verwandten, Gemahle der Echidna, den Typhaon, der jüngste Sohn des Tartaros und der Gäa, den dieser als neuen Götterfeind gebar, ein Bild des zerstörenden, wild um den Abgrund hervorbrechenden Feuerstroms. Um seinen riesigen, hingeworfenen Leib winden sich Schlangen, und Feuergluthen erfüllen hinter ihm empor. Auch er ist der Ohnmacht des Unsterblichenleben erlegen, der um in gewaltsamen Kampfe der Herrschaft darum.


ΤΙΤΑΝΕΣ
ΚΟΙΤΟΣ
ΓΥΓΗΣ


GIGANTE
TITANES
TITANES


ΠΕΡΣΕΦΟΝΗ
ΑΙΔΗΣ
ΔΗΜΗΤΗΡ
ΗΡΑ


ΣΕΥΣ ΒΡΟΝΤΑΙΟΣ
ΚΡΟΝΟΣ


ΖΕΥΣ
ΝΙΚΗΣΑΣ

VIERTE WAND.

DER OLYMP.

ERSTES BLATT.

PROMETHEUS. ATLAS. DIE MUSEN. HERAKLES UND HEBE.

Die um folgenden Bilder sind dem Inselmeer, die um Rom versammelte neue Götterwelt in der rechten Folge ihrer glaubwürdigsten Dauerform zu veranschaulichen. Mehrere Götterwesen sind aus den alten Reihen in den nachgegangen übergegangen. Andere treten neu in diesen auf, dem sie unentbehrlich angehören. Aber Zeus ist es, der die Hierarchie Alter bestätigt oder verhöht. Er ist der Gott des Naturzusammenhangs und der Ruhe. Durch ihn ist in die einfache Ordnung des Kosmos vollendet.

Davor von der schlummernden Götterwelt auf den Höhen des Olympos geschaut wird, nicht der Kreation durch die bedeutungsvolle Symbolik des jugendlichen Gleichlaufens noch den Menschen mit seinen Bedürfnissen am Gedicht in den Kreis dieser unbewussten Darstellung. Er zeigt sich dem unsere der Sohn des Titanen Japetos, der verwandtschaftlich übrige Prometheus (*IPOMHQEYS*), der Vertreter der Sterblichen in ihrer selbständigen, erdenenen Thätigkeit, vorzüge deren sie auch den Verstellung des hellenischen Volksglaubens den ewigen Stürmen die von diesen oft unfreiwillig und selbstständig vorzugen Güter den tröstlichen Dampfen absteigen vorzügen. In einander Stellung betrachtet er mit selbstbewusstem, prüfenden Auge ein Menschengebilde, das Werk seiner Hand, das er von Thon und Wasser gebaut, und dem (wie die spätere Sage lautet) Athene mit ihrem Hauche Leben eingeblasen. In seiner Rechten hält Prometheus eine brennende Fackel. Das zur Bereitung der Nahrung und zu mühlosen Arbeiten unentbehrliche Feuer ist ihr verdienvolle Gabe, die er den Menschen eingeschenkt hat. Er war es, der die von Zeus, der dem Lichtgen grollte, den Sterblichen entzogene Glut, aus dem Himmel verwendete und sie ihnen wieder zugewandt hat. Schwer wird er von Zeus dafür bestraft, im Kaukasos gefesselt. Wie aus Prometheus jener Sinn des Mitleids, der die hellhige, durch Unterjochung der Verstandes der steten Bekenntnis der Natur zu wenden, so zeigt auch die Kolossale der Unterwürfig und den Unverstande mit allen diesen hellenischen Gebeln in seinem Bruder Epimetheus (*EIMHMOEYS*, Nachdenkich), der neuen Nymen von der auf die Thon folgenden, an spätere Unterjochung zeigt. Vergebens warnt die Prometheus, von Zeus ein Geschenk anzunehmen. Epimetheus hat auf Geheiss des ränkenden Göttervaters den sumulgen Frauenbild, die Pandora (*PANDHRA*, die Allbegabte) geschaffen, die von allen Göttern mit den verführerischen Reizen ausgestattet wurde. Sie ist der allgemeine Typus des Weibes nach hellenischer Vorstellung, die, wenn auch selber ein die ursprünglich, doch gleich dieser niemals vor voller Ausbildung der sittlichen Würde der Frau gelangt. Der Künstler zeigt uns Pandora hier, wie sie, von neuen Schmeichelungsgöttinnen geeignet, an Epimetheus unbefriedigt und dem von ihr Sterblichen eine verschlossene Büchse reicht, aus der, sobald Epimetheus sie öffnet, alle Leiden, die den armen Sterblichen bedrücken, in mühlosen Gewimmel hervorbrechen. Nur die Hoffnung, — so sagt der sinnreiche Mythus, — blieb auch dem Willen des Zeus auf dem Grunde des Gefässes zurück.

Die Nachbildung ist auch bei dieser Gruppe, wie in allen Uebrigen, dem eigenthümlichen Entwurfe Schwanthaler's treu geblieben. Die Anordnung der Gestalte in der hängenden Bewegung erhielt eine für das Ganze nicht wesentliche Aenderung. Wir finden nämlich dort zwei der Prometheusgruppe eine andere, durch welche nicht die Menschen-, sondern die Naturleben symbolisiert wird. Baum-, Berg- und Waldsprayhen werden von Waldgötzen (Satyra) überwacht. In Hintergrunde ragt aus einem Palmenhain ein Götzentempel hervor.

Dem zum folgenden Olymp ist eine gewaltig gebaute räumliche Entfernung gegeben. Die von Wolken umwebenden Höhen des Götterberges sind von dem mächtigen Bogen der gewaltigen Himmels überspannt. Von mächtiger Wirkung ist die kolossale Hand des ausruhenden Doldens Atlas, der die Erde emmt dem Olympos und dem Himmel trägt. Unter den Gottheiten nahen sich die unter die Herren versammten Ur-Gruppenher den Zeus, Kronos und Pelion, (Symbole der Kosmobildigung und der Feuerkämpfer) und in weiterer Entfernung Arkten (die von Zeus geliebte, von Artemis in eine Bärin verwandelte Nymphe Kallisto) bemerklich.

In der Ferne erscheinen auf dem Felsengipfel des Parnassos die Musen (*AI MOUSAI 'A EN1 ΠΑΡΝΑΣΣΩΙ*) in einer reizenden Gruppe vereint, die Wesen der heiligen Götter in Lieds preisend. Neun andere Frauengruppen bevölken diesen Gipfel. Es sind theils Mütter von Geschlechten des heroischen Geschlechtes, theils sind sie in die Heroengeschichten verflochten, so erblickt man unterhalb der Musen Lara (*AMTO*), die Mutter des Apollo und der Artemis, mit ihrer Schwester Asteria (*AETEPIA*), deren Tochter Hekate ist. Neben ihnen einen Athenone (*AΘHNHNH*), die den Herakles, und Maja (*MAIA*), die den Hermes gebaren. Steinerter erscheinen auf einer Weltumfahrt Eurynome (*EYPYTONOMH*), die Mutter der Chariten, die Nymphe Kalypso (*KAΛYΨΩ*), bei der Odysseus acht Jahre lang verweilte, Mnemosyne (*MNHMOSYNH*), die Mutter der Musen, die riesige, schwerfällige Japetis Asiaone (*ATAAANTH*) und Meria (*MHTIE*, Klugheit), die erste Gemahlin des Zeus.

Noch ferner, wie zur Einleitung dienender, kleinerer Gruppen bildet Herakles (*HPAKAHΣ*, der durch Hera Verstossungsverdrusz) den Uebergang zur eigentlichen Götterversammlung. Er ist der gebeute, auch seinem Tode vergötterte Heros des griechischen Volkes. Sein unsterblicher Theil verlor in Olymp, nur seine Gebeinen in Boden. Als Sohn des Zeus von einer Sterblichen, der Alkmene, geboren, empfand er während seines Lebens den Hass der olympischen Götterkönigin Hera. Aber eben dies auf die Aussicht vollbrachten Arbeiten und Leiden konnte seine unverwüstliche Stärke nicht schlagen. Von gewissen er in Olymp den Lohn seiner Kühe. Die Kraft, seine Werke, ist an seinem Bau gebaut; seine Behaltene deckt die Löwenhaut. Er reicht seiner Gemahlin Hebe (*HBH*, die blühende Jugendzeit), die Zeus mit Hera gezeugt, die goldne Schale dar, die er für mit Nektar, dem Trunke der Götter, füllt. Neidischer Hebe, der nur mit einig wahrenden Tochter des Okeanos, und Herakles, dem blinde entwickelter, unsgemeiner Mannestrieb, erblickt man in humoristischem Gegensatze der der sinnlichen, schönheitsvollen Bildung gemäßen Gestalt des Heros- und Bacchusgottes Aegipan (*AIΓIΠAN*, der ziegenfüssige Pan), der in der einen Hand die Rohrpfeife (Syrinx) hält, als deren Erfinder er gilt.

ZWEITES BLATT.

OLYMPISCHE GÖTTER. ZEUS UND HERA.

Neben Herakles eine Jahrbus (*IAHKOΣ*) von Bakchos oder Dionysos wegen der Fruchtbarkeit bei den nächtlichen und eleusinischen Mysterien gepriesen wurde. Hein, allen dionysischen Kampfplätzen zu Grunde liegenden Wesen ist (nach K. O. Müller) „der das verwüstliche Gemüth überwältigende und aus der Ruhe zuerst klaren Selbstbewusstseyns hervorstrende Neue, dessen vollkommenster Symbol der Wein ist.“ Auch er hält der reizenden Hebe die Nektarschale entgegen. Um das volle Bacchusbar und der Hebe erblicken nach Weinreichen. Hinter jugendlich schöner Gestalt mit weichen Formen und dem Attribute der Fruchtbarkeit, der Aehrenlese, hält der in Kampf gewogene Ares, der sich in den mächtigen Armen des Herakles mit, durch den erhaltne Kontrast noch stärker hervor. Hinter Beiden hält sich die Dreizahl der Horen zusammen (*AI ΩPAI*, die Jahreszeiten), nach Hesiod (Theog. V. 904) Töchter des Zeus und der Themis. Ihre Namen sind Recht (Dike), Wohlgesetz (Eunomia) und Friede (Eirene),

„Welche dem Menschengeschlechte vollständige alles Regierern.“

(V. 901)

Sie sind die Göttinnen der in der Natur und in Menschenleben geregelten Jahreszeiten. Ihr Tanz ist ein symbolischer Ausdruck für den Umschwung der Zeit. Nach Homer (Il. V. 749) öffnen und verschließen sie den Wolkenthor der Olympos, den diese Göttin verwaltet ist. Auch jene gewähren sie aus den Klugang in das Innerste der himmlischen Götterwohnung. Zeuros erblicken wir den schlanken und zierlichen Hermeias (*EPMEIAΣ*), den Bote des Zeus und der Hera, den Gott der

HADES UND PERSEPHONE. DEMETER. HESTIA. ATHENE. PROIBOS. PEGASOS.

Wie nur Brüdern der Zeus Poseidon, so setzt an seiner Linken sein zweiter Bruder Hades (*AÏDHS*), der König der Unterwelt. Er, der wohl auch der unsichtbare Zeus genannt wurde, durch für furcht Kot die Hauptstadte zu Olymp, dessen mannige Bildnis, wenn er sich selten barrt, ihn doch recht genaues verschlossen sind. Seine Rechte hält den zweizinkigen Scepter, die Linke deutet, freigreifelnieren wie an er, die Unbeugsamkeit seines Charakters an, die auch nur seinen strengen, unerbittlichen Zügen spricht. Neben ihm sitzet seine Gemahlin Persephone oder (nach homerischer Form) Persephoneia (*PERSEFONEIA*) von deren Haupte die traulichen Schleier, am Kinn in einem knöpflichen Gürtel zu schauen. Gewaltsam ist sie von Hades aus heiteren Blumen des Lichtes und ihrer Mutter Demeter entrissen worden. Bei dieser Schwermuth erhöht sie die schauerliche Trauben der Götter der Unterwelt zu betrachten. Ihre Umgang zu genommen, ist sie nur für zwei Drittheile des Jahres gestattet. Den andern dritten Theil (den Winter) muss sie in traurigen Schattenreiche zubringen; durch Hades nach dann dem Mutter Demeter hat ihr. Sie hat es Feuer bestimmt, um die aber dem Hades ihrer Trübsal abzuwenden und die Verzeihenden ebenfalls zuckende Demeter zu versöhnen.

Unverkennbar enthält dieser Mythus eine entscheidene Naturbeziehung, und zwar auf die während des Winters in Erdschoß schlummernde, im Frühling und Sommer aus der hervorsprossende und in Sonnenhelle reifende Getreidesaat. Ihr Bild ist die auf Demeter in der Nacht des Hades verborgene, aber alljährlich wieder an Ihr neu Tag emporsteigende Persephone. Doch auch ein anderer Verhältniss, das der Mutter zu der durch den Saat der Sie ausschließt an den Gaben gekommen Tochter mit allen heiden Wehe des unterirdischen Trauergemeinschaft, hat in dieser Sage den mächtigen und rührendsten Ausdruck gefunden.

Mit einem Kornährenkranze geschmückt blickt die ernstliche Demeter (*AMHMTHP*) freundlich ernst nach ihrer Schwester, der jungfräulichen Hestia (*ESTIA*, der Herd des Hauses), die neben ihr beschäftigt ist, eine brennende Lampe aufgeblickt an unsern Hestia, die Venus der Häuser, an der hüter den Familien – und Gastesfreunden. Sie Prytanei ist die Pfleger des Hausherrder, den den Alten zugleich als Altar der Hausgötter dienen. Doch nicht blos der einzelne Bürger, auch der Gemeinwesen hatte seinen jugend Herd, auf dem Hestia's Flamme loderte. Die edlen Söge der Götter, das sie in den Flamm hinab vor verhüllende Gewand und der die Hausdrange bedeutende Schleier stehen in voller Uebereinstimmung mit der hohen Sittlichkeit ihrer Wesens.

Hinter Demeter und Hestia ragt ruhreichstarked und kriegerisch gerüstet Pallas Athene (*ΠΑΛΛΑΣ ΑΘΗΝΗ*, der schmächtige Jungfrau) hervor. Zeus hat sie, schon ehe sie Mutt (das göttliches Vermaal), aus der er sie gezeugt, verschlungen selbst aus seinem Haupte geboren. Erwachsen und in voller Rüstung sprang sie – ein kühnes und treffliches Bild des aus Thal geworfenen Gedankens der sittlichen Weiterbildung — als ewige Jungfrau hervor. Sie ist der reinste Abglanz von Zeus in ethischen Sinne. Mutht und Klugheit sind in ihr vereinigt. Unter den Göttet sind das Gedenken und der Beistand der Rinnen, die weise und gerechte Kriegführung, die Künste und Wissenschaften, der Ackerbau und die Gewerbe gemäß.

Den Schlüssel dieser Gottergruppe bildet Phoibos Apollon (*ΦΟΙΒΟΣ*, der Glänzende), Sohn des Zeus und der Leto, Bruder der Artemis, des ideal griechischer Gestaltbildung. Nichts ist dem Schönheits Gute verborgen; er kennt und ersinnt die Zukunft, verdet mit dem freiheitsvollen Bogen Verderben oder wendet es gnädig ab. Die Musik steht als gemeinherrliche und erinnerverbindende Kunst unter seinem Schutze. Er ist Führer der Musen. Mit reinen und klaren Auge blickt er auf unsern Bilde in göttlicher Hoheit vor sich hin. Langer Lockenhaar fällt von seinem unbedeckten Haupte, in seiner Linken ruht die siebensaitige Lyra.

Gerade von ihm zeigt sich das wunderbare Flügelross Pegasos (*ΠΗΓΑΣΟΣ*), so genannt, weil es an den Quellen (*πηγαί*) des Okeanos entstanden sein wollte (Theog. V. 277), ein Symbol des dichterischen Schwunges. Es flog vom Olymp empor und stieß mit den Wasen in Verbindung, da durch seinen Hufschlag der begeisternde Wasserquell, die Hippokrene, entstand. Zwei Chariten (*ΧΑΡΙΤΕΣ*), Göttinnen der Anmuth, reichen dem feurig stampfenden Rosse Lorbeern und die Sporen aller musikalischen Wesen.

Über ihnen wird an Himmel ein neuer Farbel Phosphorus (ΦΩΣΦΟΡΟΣ, Lichtbringer), der Morgenstern, sichtbar, welcher den Herannahen der Morgenröthe verkündet.

VIERTE BLATT.

HEROEN. DIE UNTERWELT.

Abgesondert von den Göttern zeigen sich auf diesem Blatte jene Heroen und Heroinnen des alten Griechenlands, die, nicht wie Herakles auf dem Olympos aufgenommen, wohl aber an den äussersten Grenzen der Erde auf den Inseln der Seligen ein gottergleichen Leben führen. Hier sind die zu Halbgöttern erhobenen und als solche verehrten Helden, Stammfürsten, Städtegründer, Gesetzgeber und Förderer der Kultur der hellenischen Vorzeit. Ihre Absonderung wurde auf einem Gott und eine Gottheit oder auf einen Gatten und einen sterblichen Vater zurückgeführt.

In dem Lotbaum fährt Kos (MOΣ), die Morgenröthe, empor, den ungeflügelten Thämon (ΘΗΜΩΝ) umarmend. Ihr hier ihn entführt — ein den Alten für frühzeitigen Tod in jüngster, viel-verbreiteter Sagen gültiger Bild. Sie Achilleus (ΑΧΙΛΛΕΥΣ), dem gepriesenen der griechischen Helden vor Troja, an seiner Mutter, der Nereide Thetis (ΘΕΤΙΣ) und sein Vater Peleus (ΠΗΛΕΥΣ), König der Myrmidonen in Thessalien, gemäß. Auch ihn ereilte frühzeitiger Tod; doch unsterblich blieb sonst sein Name in den Reihen seinen Namen. Zur Rechten seiner Gruppe stehen, auch einander zugewandt, Iolaos Iaon (ΙΑΣΩΝ), der hohen Führer der Argonauten, auf seiner Gattin, die tauberkundige Medea (ΜΗΔΕΙΑ, die Klugende), deren Besitzes das den goldenen Widderfell gewinnen half. Ihnen gegenüber stehen Aeneas (ΑΙΝΕΙΑΣ), König von Kolchis, der Vater der Medea, dann zwei Heldenpaare, die von Odysseus überlebten Zauberin Kirke (ΚΙΡΚΗ), und die Mutter des Äneas und der Kreter, Pasiphe (ΠΑΣΙΦΑΗ), die Gemahlin des Minos. Unter ihnen weigen sich noch zwei andere Heroengruppen: nämlich Kephalos (ΚΕΦΑΛΟΣ), Gemahl der Prokris und von Eos geliebt, nach welcher er ungestüchtet, der Archäopenkönig Memnon (ΜΕΜΝΩΝ), Sohn des Tithonos und der Eos, ferner Kadmos (ΚΑΔΜΟΣ), Gründer und König von Theben, Phoenix (ΦΟΙΝΙΞΞ), Sohn des Kephalos und der Eos, nach Homer (Thorg. V. 295) als Kind von Kypris entführt und vom Hause dem Tempels bestellt. Die anderen dem von einem Abenteuere erzählenden, vielgewanderten Odysseus (ΟΔΥΣΣΕΥΣ) aufmerksam zuwenden. Neben ihnen stehen in lebhaftem Gespräche der Korinther Bellerophon (ΒΕΛΛΕΡΟΦΩΝ), der die Chimära getödtet, der Thebaner Polyboros (ΠΟΛΥΒΟΡΟΣ), Sohn des Kadmos und der Harmonia, der Argiver Perseus (ΠΕΡΣΕΥΣ), Sohn des Zeus und der Danae, welcher der Gorgonenhaupt, durch ihren Anblick versteinernden Gorge Medusa das Haupt abhieb (Th. V. 276), und der Trojaner Aeneas (ΑΙΝΕΙΑΣ), Sohn des Anchises und der Aphrodite. Mit den Heroen auf dem olympischen Götterrath ist die Unterwelt erschöpft; die irdische Leben der Menschen ist in Prometheus neuem Auftreten gedeutet. Es bleibt dann nur noch das unermessliche Reich übrig, dessen Gebieter, Hades und Persephone, wir bereits in Gemeinschaftsscenen begegnet sind. Ein sich über jene schließendes und grauenvolles Bilden vor unseren Blicke offnen, zeigen sich abermals die Kennzeichen der Ader, der den vollkommensten Schmerz trägt.

„Starkend, empor mit dem Haupt und weiter ringenden Armen,
Denn diese ward ob Ares Ihr anlenkt vom Gefilde der Welt Ihnen"

(Th. V. 313.)

Auf zwei Hälfte über den Hälften und Kluften des Schmerzvolles stehen in einander Abgeschiedenheit Sehnte (ΣΘΕΝΕΙΟ) und Nemesis (ΝΕΜΕΣΙΣ, die Verhaltung, die Gottheitsmacht). Sie aus der Form und eigenwillig wirkende Schicht ist schon auf dem vierten Blatte der ersten Wand in Bezug des Krieges aufgetreten, wo die Waage erkannt wurde. Hass hat sie in allen drei Worten auf Reichen benutzt. Hier ist sie nach mystischer Vorstellung dreiköpfig (mit Pferde- und Hundekopf, der dritte — ein Löwenkopf — nicht sichtbar), mit Ruten auf der dreifachen Wolken auf den Meere, in der Unterwelt und am Himmel, dargestellt. Nemesis, nach Hesiod (Th. V. 219) Tochter der Nacht, ist die unerbittende Göttin, die jede ungebührliche Erhebung über der durch ewige Gesetze gezogenen Schranken ewenge bestraft. Sie bedarf keiner weiteren Attribute, da schon ihre Haltung sie hinreichend macht. Sie gebogenen, weiter Arm, um dem sie den Gewand vor der Brust zusammhingt, ist ein Bild der Elle, und deine das Symbol des Maßes, dessen Unterschreitung Nemesis rügt.

Unter diesen beiden Gestalten weilte sich eine Gruppe, in deren Dunkel die drei Moiren (ΜΟΙΡΑΙ, die Zugetheilten, die fortgesponnene Aufhalte) einsam, welche Schicksal und Lebensdauer bestimmen. Auf unserm Bilde sehen wir die Verderene (Klotho, die Spinnerin) beschäftigt, das Lebensfaden zu bereiten, Atropos (die Unabwendbare) ist an Bogrife, das zu durchschneiden, während Lachesis (die Losungsherin) das Resultat lieft. Unter ihnen blicken die gefangenen Titanen (ΤΙΤΑΝΕΣ) aus der Tiefe des Tartaros hervor.

Die Unterwelt ist aber noch der Ort der Strafe für jene, die auf der Erde gefrevelt. Frevelnden und durch sein sich erneuende Anstrengung, sie befriedigt und doch sie endende Begierde nach Genuss erinnern dem in Allem auf Befriedung dem wirklich Erreichbaren gerichteten Sinne des Hellenen als die höchste denkbare Qual.

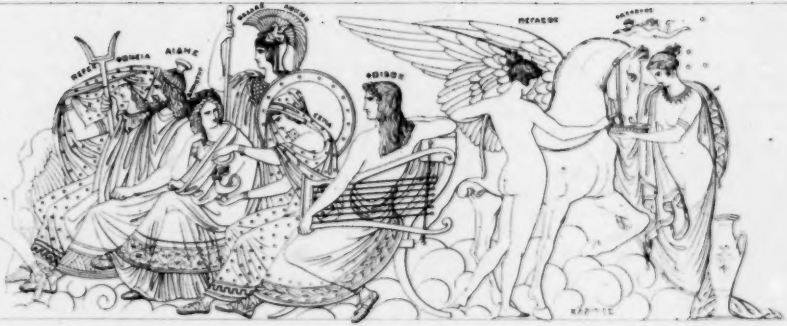
Es erblicken wir den historischen und verbrecherischen Sisyphos (ΣΙΣΥΦΟΣ), wie er einen Marmorblock nach oben wälzt, der immer wieder in die Tiefe zurückstürzt, und Tantalos (ΤΑΝΤΑΛΟΣ), den Vorsteher der Geheimnisse der Götter, wie er bis zur Hälfte des Leibes in Wasser nahend dennoch seinen Durst nicht zu stillen vermag, und von Bergen gequält nach den Früchten greift, die nun vor den zurückweichen. Auch die ewährung vollends Ruf in seiner Frucht entbehrt, an den der treulose Ixion (ΙΞΙΩΝ) gefesselt wurde.

Der Reihen sind die gebrandmarkte verhöhte Unzucht, Styx (ΣΤΥΞ), von ihren Kindern, einem schwarzen Gewölbeher, umgeben. Neben der stehe, von Schlangen bedacht, dem Tartaros Kur (ΛΥΣΣ), der furchtbare Göttin, welche das Gemüth den grausamsten Tod in rathenden hat. Vor ihr ruhen Hypnos (ΥΠΝΟΣ), der Schlaf, und sein gefügelter Zwillingsbruder Thanatos (ΘΑΝΑΤΟΣ), der Tod, an einen Pfeile. Zwischen ihnen blickt Eris (ΕΡΙΣ), die grause Göttin der Zwietracht, mit schlangenumwundenen Haupte hervor. Die zu Häuptlingen der Erde benannte Styx (ΣΤΥΞ), die letzte auf dem vierten Blatte der ersten Wand der Darstellung gebracht, ist an Hintergrunde durch den Namen angedeutet. Die Gaia (ΓΑ ΟΝΑΤΑ) das schwarzumide Volk der Trauer (Th. V. 800), gleichfalls Kinder der Nacht, zeigen sich eben in einem ordnungsvollen Gebilde. Für ebenso, aufmerksamgehabte Bilder der Unterwelt erfüllen die dunne Reihen des Hohenraumes, auf dem das Bild des Wehalls, das diese Wand aus vorgeführt, auch den Vorstellungen der Alten nur Vollständigkeit gelangt.

Wohl ist in dem Gegebenen auch lange nicht der ungeheuere Mythenreichthum, den die hellenische Fantasie hervorgebracht, in sie Knochen enthalten. Aber ihre Grundzüge scheinen schwerlich anderweitig in einer bildlichen Darstellung der alten oder der neuen Kunst in so gewinnender und anlockender Folge sich wiederzugeben finden. Die Aufgabe war für den Künstler um so schwieriger, ihre glückliche Lösung ist um so mehr zu spendenderer Ehre weise, seines Beginn als er sich an die Verwirklichung einer grossen Anzahl von Ideen handelte, für die wenr die Erfindung Schwierigkeiten gewahren, da eher das Alterthum selbst noch in seine bestimmte Kanonen ausgeprägt hatte. Es gilt somit, sie aus und ausgeprägt in antiken Geiste zu schaffen. Durch auch die bekannte Gütterschaft bei Schwerdaller, so fand er auch an den Wesentlichen ihren Typus hielt, gegeben mit ungeübter, schöpferischer Treue nachgebildet. Unbeeirrt wahrte seine schöpferische Kraft sei Freiheit, Selbstständigkeit und innerhalber antiker Grenze, ohne dass er darauf die eigenthümliche Anschauungsweise, die er sich ganz zu eigen gemacht, durch moderne Barbaren beeinträchtigt hätte. Die Vorsicht des grossen Meisters werden bei dem Anblicke der gefahrvollen Bildwerke sich von dem Blender ersten Grosse angezogen fühlen, dem Künstler, den Förderer und Freunde der Kunst, dem Kenner der Alterthums, so wie einem Jeden, der in die Zauberwelt der hellenischen Gütterage tiefer einzudringen wünscht, wird sie a unbefriedigen Besiedungen gewiss erfreulich und willkommen sein.

Berichtigung. In Verlauf Lieferung I. Seite 7 von oben ist: polychromatisch statt polychromirt.
Druck der Dr. C. Wolf'schen Buchdruckerei.

ΑΙ ΩΡΑΙ
ΗΡΑ
ΕΣΤΙΑ


ΠΕΓΑΣΟΣ